Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft
für
Geisteskultur und Volksbildung

Begründet von:
Ludwig Keller

Herausgegeben von:
Artur Buchenau



34. Jahrgang
elftes u. zwölftes Heft

Jährlich 10—12 Hefte
Nov.-Dez. 1925

Inhalt:

Fortsetzung nächste Seite

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C 2

Herausgegeben am 1. Dezember 1925

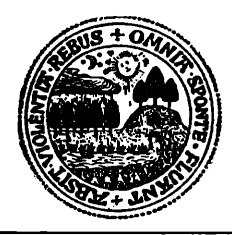
INHALT (Fortsetzung)

Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C 2, Spandauer Straße 22

Geisteskultur

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft für Geisteskultur und Volksbildung

Herausgeber:
Artur Buchenau
in Verbindung mit
Georg Heinz, Siegfr. Mette,
Arnold Reimann



Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22
Jährl. 10—12 Hefte Gm. 20.—
Für das Ausland M. 24.—

34. Jahrgang 1925		Elftes u. zwölftes Heft

Die Verschiebung des Schwerpunktes der Welt.

Von Walter Kühne (Stettin).



Sieht man auf die großen weltgeschichtlichen Verschiebungen, so zeigt sich, daß einstens der alte Orient den Schwerpunkt der Welt in sich schloß — und zwar den geistigen Schwerpunkt, weil damals wesentlich aus geistigen und religiösen Interessen und Lebensmittelpunkten her Staat und Wirtschaft mitgeleitet wurden. Dann rückte der Schwerpunkt in der Antike in die Mittelmeerländer Griechenland und Rom — und wurde politischer Schwerpunkt: bei Griechenland war noch der Orient nahe, daher er geistig-politisch war. Rom ist schlechthin Staatsgebilde, das das Mittelmeergebiet politisch einte. Dann rückte der Schwerpunkt nach Nordwesten, erreichte Frankreich, England . . . Bei England nahm er einen wirtschaftlichen Charakter an. Schließlich verschob er sich gegen Amerika zu, wie vor 20 Jahren Brooks Adams sah. Jetzt in unseren Tagen beginnt seine Wanderung auf den Großen Ozean zu, wie **Colin Roß** in seinem Buche „Das Meer der Entscheidungen. Beiderseits des Pazifik“ (1925, Lpz., F. A. Brockhaus. 333 S. in Halbl. 8 Mk.) dartut.

In flotten Skizzen beschreibt Colin Roß seine Reise von New York nach Kalifornien. Wir werden aufmerksam auf die unerhört suggestive Reklame, die für die Wanderung, Übersiedlung nach Kalifornien als „dem“ Lande der Zukunft in den Vereinigten Staaten gemacht wird. Sehr lebhaft ist die Schilderung von Los Angeles als „der Stadt, von der man spricht“, wie wenn sie allein Zukunft habe. Kalifornien übt eine unglaubliche Anziehungskraft aus: Los Angeles wächst selbst für amerikanische Verhältnisse so schnell, daß ganze Straßenviertel in wenigen Wochen einen völlig veränderten Eindruck machen.

Wir bekommen einen Einblick in die Hintergründe der Einwanderergesetzgebung: die Einwanderer der letzten Jahrzehnte sind durchaus nicht so amerikanisiert, wie die Amerikaner das früher die ganze Welt glauben machen wollten. Der Weltkrieg hat die Nationen in Amerika aufgerüttelt. Das Negerproblem belastet die Vereinigten Staaten, wenn man es auch seitens der hundertprozentigen Amerikaner nicht recht wahr haben will.

In Kalifornien ist ja der Rassenhaß gegen die einwandernden Japaner Ursache zu den mannigfaltigen Gesetzen und Schikanen gegen die Japaner geworden, die die Atmosphäre zwischen den Vereinigten Staaten und Japan vergiftet haben.

So schieben die Amerikaner denn Sicherungen vor: Hawaii, inmitten des Pazifik, wird zu einem Gibraltar ausgebaut. Die glückseligen Inseln werden mit allem amerikanischen Zivilisationswesen bedacht, Honolulu ist ein fashionables Seebad geworden. Der verträumte Zauber der Südsee verschwindet.

Lebhafte Eindrücke von den Verheerungen des Erdbebens von 1923 in Japan erfahren wir aus den Skizzen „Einfahrt in die Yedo-Bucht“, „Das Stadtgespenst“ (die das zertrümmerte Yokohama behandelt), „Das japanische Wiederaufbaugeschäft“. Allerlei Bilder zeigen noch das für Auge und Leben unerfreuliche Durcheinander von Trümmern, stehengebliebenen Betonhäusern, neuen Baracken, kleinen, leichten Häuschen.

Unbekümmert um die Warnungen von Bekannten, die nur innerhalb des Kreises der Hotels und westlich aufgemachten Lebens sich bewegen, geht Colin Roß seine eigenen Wege, um wenigstens noch etwas „Japan“ kennen zu lernen. Es kommt ihm nicht bloß auf schöne Bilder an, sondern er sucht auch, wie er auf S. 143 schreibt, „die innere Stimme Japans“. Eine Ahnung vom Geist Japans geht ihm auf in dem Teezimmer eines Sommerschlößchens, in dem einst ein mächtiger Daimyo herrschte, wenn er auch nicht die ganze Kraft der Sammlung aufbringt, die für die Teezeremonie notwendig ist. Aber er sagt, und seine Schilderung bestätigt es, „ich begann zu begreifen, was die Teezeremonie bedeutet: das Einswerden des ‚Ich‘ mit Gott und Welt“. (S. 147.)

Mag Amerika wirtschaftlich noch so sehr vorwärts rasen, für den Osten, für Japan kommt es auf den Geist, das ruhevolle, gesammelte Eindringen in den Geist an. Während sich Roß in Kalifornien dem Strome der wirtschaftlichen Erschließung des Landes hingab, sucht er in Japan in Kunst und Geist des Landes unterzutauchen.

„Gewiß, die beiden Grabtempel des Jemitsu und Jeyasu, Japans beider großen Schogunne, mit all den sie umgebenden kleinen Tempeln, Pagoden und Schreinen sind in all dem Glanz ihrer Vergoldung, ihren

schwarzen und roten Lackbauten mit das Großartigste, was es auf der Welt gibt. Aber es ist nicht diese Großartigkeit, die überwältigt, sondern die tiefe Frömmigkeit, welche der ganze Tempelbezirk atmet.

„Nikkos Tempel erheben sich in einem Hain uralter Kryptomerien. Diese herrlichen Bäume steigen kerzengerade wie verkörpertes Gebet in unendliche Höhe auf, und ihr tiefes, sattes Grün gibt erst den richtigen Rahmen für die Farbenpracht der Tempelbauten. Der Weg zu den Tempeln ist eine von Station zu Station sich steigernde Läuterung der Seele: die feierlichen Kryptomerienalleen, deren ewiges Raunen und Rauschen wie die Stimme des lebendigen Gottes ist, die Toriis, die Tempelbogen, die man nacheinander durchschreitet, das Außentor mit den Nios, den furchterregenden Deva-Königen, die es hüten, der Brunnenhof, in dem man sich reinigt, ehe man weiterschreitet, von einem heiligen Bezirk in einen noch heiligeren.

„Steile Steintreppen aufwärts, die moosig verdämmern, im Schatten der über ihnen sich schließenden Kryptomerienwipfel, bis der Hauptschrein vor einem gleißt, man die Schuhe ablegt und in eine Halle schreitet, wo leuchtendes Gold an Kranichen und Lotosblüten in mystischem Purpur verdämmert und im innersten Innern das Allerheiligste nur geahnt, nicht mehr gesehen werden kann.

„So gewaltig war der Eindruck Nikkos, daß es mich nicht einmal störte, als ich einen der völlig in weiße Seide gekleideten Priester mit hoher, spitzer, grünseidener Mütze Opfergeld zählen sah, und am Ausgang ein anderer mich fragte, ob ich — es war gerade zur Zeit des Yensturzes — ihm nicht amerikanische Dollar ablassen könnte."

Man muß eine solche Schilderung gegen das abwägen, was Colin Roß selbst über kalifornische Städtebauten sagt, die nach einheitlichen Plänen in einheitlicher „geschmackvoller" Architektur aufgebaut würden, dann sieht man einen Gegensatz zwischen Osten und Westen, den leider die Skizzen nicht genügend herausarbeiten: die Kultur Japans war eine durchaus künstlerische Kultur, die kalifornische Kultur ist doch nur Technik. Denn Städte im alten spanischen Kolonialstil anzulegen ist keine Kunst, ebensowenig haben auch die Betonbauten, bloß zweckmäßig angelegte Wolkenkratzer, kurz alle die auch in Deutschland so gerühmte Sachlichkeit etwas mit Kunst zu tun. Die japanische Kultur ging aus dem ganzen japanischen Menschentum hervor, die amerikanische Zivilisation entspringt nur einem Bruchstück des Menschen — dem Kopfe. Kein Wunder, wenn die künstlerischen Gestaltungskräfte der Japaner nachlassen, seitdem sie den unkünstlerischen Intellekt „kultivieren".

Die Skizze „Japan zwischen den Rassen" wirft die Frage auf: Wird Japan die Führerrolle im Befreiungskampfe der asiatischen Völker gegen den Westen werden oder wird es sich zum Mitglied des west-

lichen Weltmachtkonzerns machen? Aber sie schwankt in der Beantwortung.

Hat Japan überhaupt „Großmachtgrundlagen“? In sich nicht, am Rande seines Gebietes allerdings — da liegen Eisen und Kohle, da gibt es Öl! Aber wird es Japan gelingen, diese Gebiete in der Mandschurei, in China in die Hand zu bekommen oder zu behalten? Es wird schwer sein, meint Colin Roß.

Alles wird für Japan davon abhängen, „daß es sein Eigenstes in die neuen Lebensformen mit hinüberrettet“, lesen wir auf S. 211 — aber wie soll das geschehen können, wenn nach seiner eigenen Darstellung auf der gleichen Seite nicht nur, sondern in den ganzen Japan-Skizzen die westliche Zivilisation alles auffrißt oder zerstört, was es noch an selbständigen Kulturen auf der Erde gibt?! — Müßte es sich nicht intensiver an den alten Geist des Ostens anschließen, um den Mechanismus des Westens zu überwinden! Wo sind diese geistigen Kräfte, die die toten Formen des Westens verlebendigen, die Zerstörungskräfte des in das Inselland eingedrungenen Westens überwinden? —

Letzten Endes sollten doch alle die Japan-Reisenden, die sich mit dem Problem der Einverleibung der westlichen Zivilisation des Westens in das Leben des Ostens befassen, fragen, wie weit wir es denn darin gebracht haben — eine neue Kultur zu schaffen, nachdem wir unsere eigene zerstört haben. Wo wird denn in Deutschland der Intellekt solchen Metamorphosen unterworfen, daß er künstlerisch, aufbauend, lebendig wird? Das scheint mir die wichtigste Kulturfrage.

Unzweifelhaft haben sich die Amerikaner eine starke wirtschaftliche Position in China geschaffen und ihrer Geistesart durch eine ungemein ausgedehnte Kulturpropaganda Verbreitung verschafft — aber, so muß Colin Roß fragen: Wird nicht am Ende doch der Bewußtseinszuwachs, der Einblick in den Betrieb des Westens die Chinesen von ihm unabhängig machen, sei es durch einen Rückschlag in die alte Zeit, sei es durch die Entwicklung der Industrie, die alle notwendigen Rohstoffe im Lande selbst vorfindet?

„Das Meer der Entscheidungen“ wird immer seinen Wert behalten als Dokumente einer bestimmten Situation der Auseinandersetzung des Ostens mit dem Westen, die „sich heute erst als leichte Gewitterwolke abzeichnet“, um zum Schluß die letzte Zeile des Werkes anzuführen.

Zur Ethik des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Paul Meißner.



bgesehen von den verschiedenen Formen der Ethik, der praktischen oder Moralphilosophie muß allen den Berufen eine besondere Ethik zugebilligt werden, die sich mit dem Menschen als solchen befassen. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese besondere Ethik von dem allgemeinen Sittengesetz verschieden oder abweichend sei, im Gegenteil, es wird sich bei bestimmten Berufen um eine Individualisierung, ja Vertiefung der Ethik handeln, die eben in der Eigenart des Berufes ihre Begründung findet. Zu diesen Berufen gehört der ärztliche. Beim Arzt müssen ganz besonders hohe Anforderungen an die Ethik gestellt werden, weil seine Beziehungen zu den Kranken ganz andere sind, wie die sonstigen Beziehungen der Menschen im täglichen Leben.

Das Verhältnis des Arztes zum Patienten ist ein reines Vertrauensverhältnis, bei dem der Patient sich in der schwächeren Position befindet und deshalb schon erheblich höhere Anforderungen an die Ethik des Arztes stellen muß. Der Arzt andererseits muß bei seinen Beziehungen zum Patienten sich stets bewußt sein, daß er einen Menschen vor sich hat, der wegen seiner Erkrankung in seelischer und nervöser Beziehung anders beurteilt werden muß, wie ein Gesunder, und Rücksichten verlangen muß, die weit über das hinausgehen, was im Verkehr mit Gesunden verlangt werden kann.

In der Erziehung, in der Lebensauffassung, in den Begriffen von Menschenliebe und Hilfsbereitschaft liegen die Grundlagen der Ethik für den Arzt. Deshalb zeigt sich so oft, daß bei ihrem Fehlen trotz aller wissenschaftlichen Kenntnisse, trotz Fleiß und Geschäftigkeit der „gute Arzt“ sich nicht entwickeln will, und daß das gerade in dieser Hinsicht erstaunlich feinfühlige Publikum solche „Ärzte“ ablehnt. Man steht scheinbar hier und da vor einem Rätsel und kann nicht begreifen, warum dieser Arzt so beliebt, jener so wenig begehrt ist. Forscht man weiter nach, so erkennt man bald, daß bei dem einen die ethischen Qualitäten fehlen, die der andere in hohem Maße besitzt. Das Fehlen der ethischen Qualitäten kann durch Wissen und ärztliches Können nicht ersetzt werden.

Der scharfe Wind des Materialismus, der schon so viel Wertvolles und Gutes hinweggefegt hat, droht auch in der ärztlichen Kunst die ethischen Momente zu zerstören, ohne die die Heilkunde zu einem Handwerk herabsinkt. Daran ist nicht allein unsere Zeit schuld, das bewirken auch zu nicht geringem Teil die sozialen Gesetze, deren Auswirkung in Gestalt der Krankenversicherung den Ärzten zum Teil eine Tätigkeit zuweist, die kaum noch Raum für ethische Überlegungen und Gedankengänge bietet. Daneben macht sich, wie auf allen Gebieten,

die fortschreitende Mechanisierung störend bemerkbar. Auch die Ärzte gewöhnen sich leider vielfach an eine mechanische Lösung ihrer Berufsaufgaben, indem sie vergessen, daß jeder Kranke ein Individuum für sich ist, daß jede Krankheit bei verschiedenen Patienten in verschiedener Form auftritt, daß es kaum etwas Wichtigeres gibt in der Krankenbehandlung, als zu individualisieren. Drastisch zeigt sich der Schaden der Mechanisierung im Auftreten sogenannter Behandlungssysteme, wie sie die Homöopathie, die Biochemie, damit ist natürlich nicht die wissenschaftliche Biochemie gemeint, die Heilkräuterbehandlung, Augendiagnose und andere der Kurpfuscherei angehörende oder nahestehende Sekten und Bewegungen darstellen. Einem Teil dieser Systeme mögen brauchbare Mittel und Methoden eigen sein, als Systeme sind sie durchaus verwerflich, weil die Behandlung von Einzelindividuen nicht mechanisiert und schematisiert werden kann und darf.

Es ist aufs Tiefste zu bedauern, daß eine so segensreiche Institution wie die des Hausarztes heute fast ganz verschwunden ist. Der Hausarzt war im 19. Jahrhundert geradezu der Freund der Familie. An ihn wandte man sich in allen wichtigen Fragen des Lebens. Er sah die Kinder heranwachsen, verfolgte voll Verständnis und Einsicht ihren Werdegang, drang ein in das Leben der Eltern, seinem Urteil unterzog man sich gern, denn man wußte ja, daß er aus seiner langjährigen Kenntnis alle in Betracht kommenden Faktoren bei irgendeiner lebenswichtigen Entscheidung, sei es Berufswahl oder Ehe, berücksichtigte. Das ihm entgegengebrachte Vertrauen machte ihn zum Mitwisser auch der intimsten Dinge, nicht zum Schaden der Familie. Bei dem Hausarzt der alten Zeit gab es kein Schematisieren, keine materialistische Spekulation irgendwelcher Art, nur das von Menschenliebe durchdrungene Interesse an jedem ihm Anvertrauten bestimmte seine Maßnahmen und Ratschläge.

Heute sind so viel neue Gebiete erschlossen worden, die Fülle des Wissens und der Erkenntnis ist so angewachsen, daß es einem einzelnen Menschen, und sei er noch so begabt, gar nicht mehr möglich ist, alles zu überschauen und in das Bereich seiner Kenntnis und Erfahrung zu ziehen. So hat sich in den letzten Dezennien zwangsläufig das Spezialistentum entwickelt. Das ist an sich im Interesse der zu erzielenden Heilerfolge zu begrüßen, im Hinblick auf die Individualisierung in der Behandlung vielleicht zu bedauern. Handelt es sich also um eine Tatsache, die nicht zu ändern ist, so muß doch z. B. ein Hals- und Nasenspezialist in der Lage sein, auch den Gesamtgesundheitszustand seiner Patienten zu beurteilen, denn lokale oder auf gewisse Gebiete sich nur scheinbar erstreckende Erkrankungen ziehen häufig den Gesamtorganismus in Mitleidenschaft, ja ihre Ursachen liegen oft ganz wo anders, als man anzunehmen geneigt ist.

Was gehörte denn nun zu der vielgerühmten Ethik der alten Ärzte? In allererster Linie Wohlwollen und Mitgefühl mit den Patienten. Die Fähigkeit, sich in die Lage des Patienten zu versetzen, seine Sorgen, seine Schmerzen richtig zu bewerten. Der Arzt darf nicht vergessen, daß ein Leiden, noch so harmlos, ungefährlich und bedeutungslos, für den, der es tragen muß, von ungeheurer Bedeutung ist, seine ganze Auffassung des Lebens beeinflussen kann, ihm Perspektiven ausmalt, die niederdrückend sind, und von denen er befreit zu werden wünscht. Für jeden Kranken ist seine Krankheit im Augenblick das Wichtigste, das muß man verstehen lernen. Kann man als Arzt beruhigen, so mag das gelegentlich auch mit einem Scherzwort geschehen, aber niemals darf man dem Patienten zeigen, daß man seine Klagen und Beschwerden für lächerlich hält. Ein solches Verhalten würde jedes Vertrauen zerstören, und ein zerstörtes Vertrauen ist kaum wieder zu erwerben. Neben dem Wohlwollen und Mitgefühl ist echte Herzensgüte ein ethisches Erfordernis für den Arzt.

Diese Herzensgüte darf nicht mit Weichheit oder Weichherzigkeit verwechselt werden, diese steht dem Arzt nicht an und würde nur zu einer unerwünschten Nachgiebigkeit führen, die im Interesse der Durchführung der Heilmaßnahmen gar nicht am Platze ist. Für den gütigen Arzt gibt es auch keinen Unterschied zwischen reich und arm, gebildet und ungebildet, sondern nur den Unterschied zwischen gesund und krank. Ihn durch die Behandlung auszugleichen, den Kranken gesund zu machen, ist die einzige Aufgabe. Bei einer solchen Auffassung des Berufes kann naturgemäß nur das einzig richtige Prinzip Platz greifen, den Kranken zu behandeln und nicht die Krankheit. Leider ist aber heute dieses Prinzip nicht immer vorherrschend, nur allzuleicht wird die Krankheit, der Fall, behandelt und nicht der Kranke. Vielleicht liegt das in der heutigen klinischen Ausbildung der Ärzte. Die Tätigkeit an den Krankenhäusern und in Polikliniken mit dem Unterricht am Krankenbett verleiten den angehenden Arzt nur zu leicht, zunächst den mehr oder weniger interessanten Fall zu sehen und dabei den Kranken weniger zu beachten. Das ist natürlich nicht Schuld der jungen Mediziner, sondern des Unterrichtssystems, der Art, mit der in klinischen Semestern gelehrt wird. Das ist an sich im Betriebe eines Krankenhauses oder einer Poliklinik wohl begreiflich, aber gewiß nicht geeignet, um zur ärztlichen Ethik zu erziehen oder diese zu vertiefen. Die überwältigende Fülle der Beobachtungen und Erscheinungen, die sich bei den Kranken dem lernbegierigen Schüler aufdrängen, das verständliche Streben, vor allem in das Wesen der Erkrankung einzudringen, der Gedanke durch diese oder jene, vielleicht neue Heilmethode, bemerkenswerte Resultate zu erzielen, die sich zu einer fördernden Veröffentlichung verwenden lassen, bringen die Gefahr, daß der leidende, kranke Mensch darüber vergessen wird, daß

man sich weniger um sein subjektives körperliches und geistiges Empfinden kümmert, wie um den normalen oder anormalen Verlauf der Krankheit. Wer im Getriebe der klinischen Anstalten nicht einen erheblichen Fond an ethischem Empfinden hat, der geht gar leicht solcher Eigenschaften zum eigenen Schaden und zum Schaden seiner späteren Klientel verlustig. Die oft erstaunliche Angst vor dem Krankenhaus erklärt sich zum größten Teil aus dem, wir wollen zugeben, nur schwer vermeidbaren Mangel an ethischen Momenten dem einzelnen Kranken gegenüber. Dabei darf nicht vergessen werden, daß man kaum vom Pflegepersonal etwas anderes wird erwarten dürfen, als was dieses täglich sieht und hört. Gewiß sind diese Verhältnisse nicht die Regel, und viele ärztliche Krankenhausleiter sind Musterbeispiele menschlicher Herzensgüte gegenüber den Patienten, immerhin liegt im klinischen Unterricht für den jungen Mediziner eine gewisse Gefahr in dieser Beziehung, auf die hinzuweisen Pflicht ist. Daß diese Gefahr mit der Zahl der zu behandelnden Kranken wächst, liegt auf der Hand. Wir werden später bei der Frage der kassenärztlichen Tätigkeit noch darauf zurückkommen müssen. Es muß als unumstößliche Regel, ja als Gesetz gelten, daß der Patient als solcher behandelt wird, nicht nur die Erkrankung, der „Fall“. Jeder Mensch weiß, daß diese Forderung in vielen Fällen nicht zweierlei bedeutet, sondern oft in eins zusammenfällt. Wenn jemand einen Fremdkörper im Konjunktivalsack des Auges hat, so genügt die Entfernung, um die Erkrankung zu beheben und den Patienten zu heilen. Wenn aber jemand an einer Lungenentzündung erkrankt ist, so genügt es nicht, die nötigen Verordnungen gegen die Erkrankung zu geben, sondern es kommt vor allem darauf an, dem Patienten die Qualen der Atemnot zu nehmen und ihn von der furchtbaren Angst zu befreien. Natürlich kann und darf das nicht zu weit gehen. Ein gewisses Maß muß innegehalten werden, sonst kann der Arzt seine große Verantwortung nicht tragen. Es gibt Patienten, die in dieser Hinsicht Anforderungen stellen, die gar nicht erfüllt werden können. Die Ethik des Arztes verlangt, daß er alles vermeide, was den Kranken erschrecken, ängstigen und niederdrücken kann. Das ist eine Aufgabe, die oft ungeheuer schwer zu lösen ist, wenn es sich um einen hoffnungslosen, dem Tode verfallenen Kranken handelt. Aber auch diesem gegenüber muß eine gewisse Zuversicht und Hoffnungsfreudigkeit zur Schau getragen werden, um bei dem Kranken nicht Todesfurcht und Verzweiflung aufkommen zu lassen, die nur geeignet sind, den Verlauf der Erkrankung im schlechten Sinne zu fördern. Ist es unumgänglich, so tritt in solchen Fällen die Darreichung narkotischer Mittel in ihre Rechte, es kommt dann eben darauf an, eine Euphorie oder Euthannatie zu erzielen. Ob es zulässig und ethisch zu rechtfertigen ist, daß ein Arzt bei großen Qualen und Heilungsunmöglichkeit zur

Verkürzung des Lebens schreitet, ist eine so schwerwiegende Frage, daß sie im Rahmen dieser Ausführungen nicht erörtert werden kann.

Jeder Kranke, und sollte es sich auch um die geringste Störung der Gesundheit handeln, ist in seiner allgemeinen Empfindlichkeit verändert. Die Sinnesorgane sind reizbarer, die Stimmung gedrückt zu pessimistischen Gedankengängen geneigt, das Temperament macht sich mehr als sonst bemerkbar, kurz, man hat einen ganz anderen Menschen vor sich. In besonders hohem Maße machen sich diese Veränderungen bei längeren Krankheiten oder gar bei Siechtum geltend. Daran muß jeder denken, der mit Kranken zu tun hat, in erster Linie aber der Arzt. Es bedarf dazu einer gewissen Feinfühligkeit und eines ausgeprägten Taktgefühls. Die Feinfühligkeit ist eng verknüpft mit Herzensbildung und Güte, der Takt meist das Produkt einer gediegenen, guten Erziehung.

Oft sind ja nur kleine, kaum beachtenswerte Wendungen im Gespräch mit den Kranken oder dem Pflegepersonal schuld an schweren Verstimmungen und Depressionen des Kranken. Man macht sich im allgemeinen gar keine Vorstellung, wie mißtrauisch, wie empfindlich ein Kranker ist, er beobachtet mit einer erstaunlichen Schärfe alles, was um und mit ihm vorgeht. Ein unmerkliches Schütteln des Kopfes, ein plötzliches Leisesprechen, Abwinken mit der Hand und andere vielleicht unabsichtliche Bewegungen reflektieren im Gehirn des Leidenden in ganz anderer, und zwar beängstigender Weise.

Ich möchte hier ein kurzes Beispiel anführen: Ein Arzt bekommt einen Patienten in Behandlung, der an einer schweren nicht heilbaren Blutveränderung erkrankt ist. Er tut alles, was in einem solchen Falle zu tun ist und macht den Patienten in einer durchaus schonenden Weise auf den Ernst seines Leidens aufmerksam. Der Zustand bessert sich überraschenderweise ein wenig, und der Arzt fährt auf Urlaub. Als er nach sechs Wochen zurückkommt, begegnet er zufällig dem Patienten und begrüßt ihn mit den Worten: „Was, Sie leben noch?". Mit einem Schlage bricht der Schwerkranke völlig zusammen und stirbt bald darauf. Sicherlich wäre der Patient so wie so zu der Zeit gestorben, aber der Ausruf des Arztes hatte ihm, der, wie jeder Mensch, noch hoffte, den letzten Halt genommen und unerhörte Qualen verursacht. In diesem Fall hat der Arzt ein grobes Vergehen gegen die Ethik begangen. Er mußte auf alle Fälle das Empfinden des Kranken schonen.

Aus dem Gesagten darf nun auf keinen Fall geschlossen werden, daß es Pflicht des Arztes sei, seinen Patienten die Unwahrheit zu sagen. Auch die Wahrheit ist eine ethische Forderung. Es kommt nur auf die Form an, wie man die Wahrheit sagt. Im obigen Falle wäre es durchaus richtig gewesen, wenn der Arzt gesagt hätte: „Ich freue mich, daß ich Sie so munter sehe". Das war die Wahrheit,

denn er hatte nach seiner Kenntnis der Krankheit angenommen, der Patient sei ihr schon erlegen. Die Wahrheit zu sagen ist oft eine unabweisliche Pflicht, wenn die Erfüllung auch schwer ist. Das wird dann in Betracht kommen, wo außer dem Patienten dritte Personen in Mitleidenschaft gezogen werden. Ist ein Leiden unheilbar und in absehbarer Zeit das Ende zu erwarten, dann muß der Patient schon seiner Familie wegen orientiert werden, um seine Verhältnisse in der ihm bleibenden Zeit zu ordnen. Steht der Patient vor der Verheiratung, und der Arzt stellt ein Leiden fest, das geeignet ist, diese Ehe gesundheitlich zu gefährden, ja vielleicht eine kranke Nachkommenschaft zu veranlassen, so muß die Wahrheit ausgesprochen werden. Auch hier spielt, so eigentümlich es klingen mag, die Individualisierung eine bedeutsame Rolle. Der eine Patient neigt zur Ängstlichkeit und Hypochondrie, der andere ist ein leichtsinniger Mensch, der alles Unangenehme sich schnell aus dem Kopf schlägt. Bei dem ersten wird man ganz anders verfahren müssen, wie bei dem zweiten.

Ich habe schon oben angedeutet, daß der heute übliche Massenbetrieb bei den beschäftigten Krankenkassenärzten auch in ethischer Beziehung bedenklich ist. Das ist wohl nach dem Gesagten ohne weiteres verständlich. Wenn ein Arzt an einem Tage vierzig, sechzig, ja mehr Patienten abfertigen soll, so kann ihm ja rein physisch gar nicht die Zeit bleiben, mit dem Einzelnen sich eingehender zu befassen, seine Individualität zu erforschen und seine Behandlung danach einzurichten. Jeder gewissenhafte Kassenarzt wird das nach Möglichkeit versuchen, aber die Grenzen ergeben sich von selbst. Das empfinden die Versicherten oft sehr hart, und nicht zum kleinsten Teil rührt daher die nicht zu leugnende Aversion vieler Menschen gegen den Begriff „Kassenarzt". Das ist um so bedauerlicher, weil die moderne Gesetzgebung und die heutigen Verhältnisse erheblich mehr Menschen zwingen, einer Krankenversicherung beizutreten, wie in früheren Zeiten. Es ist auf das innigste zu wünschen, daß im Laufe der Zeit insofern eine Besserung eintritt, als sich die Zahl der Kassenpatienten auf eine ausreichende Anzahl von Ärzten verteilt und so ein Ausgleich erzielt wird, der die überlasteten Ärzte entlastet und den Patienten eine individuellere Behandlung gewährleistet. Das wird um so leichter erreichbar sein, je besser die Kassen honorieren, denn auch der Arzt und die Seinen müssen leben, und zwar sorgenfrei leben können, und Nahrungssorgen sind nicht dazu angetan, die Tätigkeit des Arztes in seinem Beruf zu fördern, handelt es sich doch nicht um etwas Mechanisches. Es kommt hinzu, daß der ärztliche Beruf durchaus nicht frei von ernsten Gefahren ist. Hunger und Not sind gewiß keine Förderer der Ethik, und leider herrscht bei vielen Ärzten Hunger und Not. Kein guter Arzt wird seine Hilfe vom Honorar abhängig machen,

er wird jedem, der ihn ruft oder der zu ihm kommt, helfen, auf der anderen Seite darf in dieser Beziehung auch vom Patienten kein Mißbrauch getrieben werden, was leider sehr häufig geschieht.

Ein ganz besonderes Gebiet ethischer Notwendigkeiten stellt die Schamhaftigkeit der Patienten, meist sind es Frauen und Mädchen, und das Verhalten des Arztes zu ihr dar. Es sind vielleicht die heikelsten und subtilsten Fragen, die hier gelöst werden müssen, und zu deren Lösung nur der Arzt befähigt ist, der auf einem hohen sittlichen Niveau steht und sich selbst völlig zu beherrschen gelernt hat. Es muß als eine selbstverständliche Forderung gelten, daß jeder Arzt in seinem Beruf dem weiblichen Patienten gegenüber gar keine anderen Regungen kennt, als die des menschlichen Mitgefühls mit einem Kranken, mit einem Hilfebedürftigen. Diese Forderung ist so fundamental und unerläßlich, daß der Arzt, der sie nicht erfüllen kann, ohne weiteres aus der Reihe der guten und gewissenhaften Ärzte ausscheiden muß. Daß es auch haltlose Naturen gibt, ist leider Tatsache, aber auch ein Beweis dafür, wie dringend nötig sittliche Festigkeit für den ärztlichen Beruf ist.

In das Gebiet der ethischen Pflichten gehört auch die absolute Wahrung des ärztlichen Berufsgeheimnisses. Das Gesetz bedroht den Bruch des Berufsgeheimnisses mit harten Strafen und im allgemeinen genügt diese Androhung schon, um eine Verletzung zu verhindern; jedoch der Arzt muß auch innerlich von der Heiligkeit des Berufsgeheimnisses überzeugt sein. Sehr oft sind sich die Ärzte der Verletzung gar nicht bewußt. Im Gespräch mit Verwandten, mit den Eltern, mit Freunden des Patienten wird nur allzuleicht zu viel gesagt. Man kann gar nicht vorsichtig genug sein, weil man gar nicht übersehen kann, welch Unheil eine unbedachte Äußerung anrichten kann. Ich möchte hier ein sehr lehrreiches Beispiel anführen: Einer der ersten deutschen Geburtshelfer wurde zur Entbindung einer jungen aus bester Familie stammenden Frau gerufen. Die Verhältnisse waren mehr wie glänzend, das Glück lächelte dem jungen Paar. Als nach vielen Stunden die wegen Beckenenge ungemein schwere Geburt glücklich beendet war, sprach der Arzt noch einige Worte mit dem jungen glückstrahlenden Vater und erwähnte dabei ganz beiläufig, daß eine dritte Schwangerschaft unter allen Umständen vermieden werden müsse, da die junge Frau ein nicht normales Becken habe und in schwere Lebensgefahr kommen könne. Der Ehemann horchte erschreckt auf, er war erst seit 11 Monaten verheiratet. Er forschte nach und mußte erfahren, daß seine Frau als Mädchen einem Verführer zum Opfer gefallen war und vor der Ehe ein Kind geboren hatte. Die Ehe ging sofort auseinander, das Neugeborene verlor seinen Vater und drei Menschen wurden unglücklich. Nur die eine Bemerkung des Geburtshelfers hatte das bewirkt. Er hatte sehr leicht bei der Ent-

bindung feststellen können, daß die junge Frau schon einmal geboren hatte, aber er durfte unter keinen Umständen von dieser seiner als Arzt erworbenen Kenntnis einem Dritten gegenüber, in diesem Fall dem Ehemann, Mitteilung machen. Wollte er warnen, so brauchte er ja nur zu sagen, daß eine nochmalige Geburt gefährlich werden könne. Dann war das Glück der Familie gerettet, denn das außer der Ehe geborene Kind war gestorben und der Verführer verschollen.

Eine Fülle von Momenten haben sich uns aufgedrängt, bei dem Versuch, die Ethik des ärztlichen Berufes zu beleuchten. Je höher der Arzt in dieser Hinsicht steht, je gefestigter seine Moralphilosophie ist, ein desto besserer Arzt wird er sein. Arzt sein heißt nicht nur wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, manuelle Geschicklichkeit aufweisen und Erfahrungen sammeln, sondern vor allem Mensch sein und bleiben.

Theaterbericht.

Berliner Theaterbericht: Städtische Oper. — Schauspiele.

Um die Mitte des September hat die Berliner „Städtische Oper" ihre Pforten aufgetan — und wer in der glücklichen Lage ist, erst zwei Monate später über die inzwischen dort entfaltete künstlerische Tätigkeit zusammenhangend zu berichten, darf erfreut sagen, daß durch alles Gebotene der Beweis ehrlicher und gründlicher Arbeit erbracht und eine Reihe wertvoller Aufführungen beschert wurde. Diese Feststellung macht er um so lieber, als sie zugleich vielerlei Zweifel zerstreut, die ihre Begründung in der Entstehungsgeschichte dieser ersten berlinischen Stadt-Bühne fanden. Man erinnert sich — oder hat man es im raschlebigen und undankbaren Berlin schon vergessen? —, daß die durch O. W. Lange begründete und von besten Kräften am Dirigentenpult wie auf der Szene zu einer fast konkurrenzlosen Höhe gebrachte „Große Volksoper" nach drei Jahren ihres Bestehens, nach zwei erfolgreichen Spielzeiten im „Theater des Westens" trotz aller Zustimmung, die ihre Leistungen bei Presse und Publikum gefunden hatten, am 15. November 1924 wider Erwarten Konkurs anmelden mußte: rechtzeitige Hilfe der Stadt Berlin, die zugesagt war, hätte ihn vielleicht abwenden, hätte diese Pflegstätte ernstester Kunst erhalten, gewiß auch die Widrigkeiten beheben können, die den Betrieb in einem gemieteten und überhoch zu bezahlenden Hause trotz regelmäßig stärksten Besuches unrentabel machen mußten. Aber die Stadt tat zunächst nichts — obgleich sie das bisher Beispiellose erlebte, daß ein Ensemble von Künstlern, vom einmütigen Willen zur Aufrechterhaltung des einmal Geschaffenen geleitet, eine Fortführung der Aufführungen auf gleicher künstlerischer Höhe möglich machte, ja, auch Neueinstudierungen wie den von Leo Blech geleiteten „Barbier von Sevilla" in einer hervorragenden Darstellung zuwege brachte. Es kann gar nicht Rühmens genug davon gemacht werden, wie trotz der ungeheuren Nervenbelastung jedes einzelnen Mitarbeitenden, der ja doch in Sorge um seine Existenz war und, rein menschlich betrachtet, nach

neuen Möglichkeiten geregelten Fortkommens hätte Ausschau halten müssen, auch bei dem Rufe des Instituts, dem er angehörte, nicht in Verlegenheit um Angebote war — wie trotz der schwierigen und unsicheren Lage alle das Spiel „auf Teilung" mitmachten, weil's die Sache wollte, der sie sich künstlerisch verpflichtet fühlten — auch über den Zeitpunkt gesetzlicher Bindung hinaus, die mit der vertraglichen Gegenleistung aufhörte. Und wenn dabei die kleineren und mittleren Gagen allmählich voll gezahlt werden konnten, so blieb immer noch das beispiellose Vorbild der Solisten, die gleich ihren künstlerischen Leitern, zu denen auch der Generalmusikdirektor Leo Blech gehörte, nach wie vor ihre volle Kraft daran setzten, das künstlerische Ansehen der „Großen Volksoper" zu wahren. So lange, bis ihnen die Operette — vorübergehend — das Haus nahm, und dann noch einmal unter Führung ihres um seine Kollegen sehr verdienten, so mutigen wie tüchtigen Nothelfers Ludwig Hülsen, der im April und Mai die zwei Monate unterbrochenen Aufführungen nach raschem Hinsterben der Operette wieder aufnahm.

Mittlerweile hatte auch das „Deutsche Opernhaus" am 24. Dezember den dort längst erwarteten, unvermeidlichen Konkurs anmelden müssen — und seither war der Weg für die Stadt Berlin offen: in dem ihr gehörigen Hause in der Bismarckstraße die besten Kräfte beider privaten Opernhäuser zu einem auf der Leistungshöhe der „Großen Volksoper" stehenden Ensemble zu vereinigen und die geeigneten (und vorhandenen) Persönlichkeiten mit der Leitung zu beauftragen, schien doch nicht so schwer, schien leichter jedenfalls, als erst lange auf die Suche zu gehen und neue Kräfte zusammenzustellen, die sich auf neuem Boden erst bewähren, zu einem Ganzen erst zusammenschweißen lassen mußten. Indessen: die verantwortlichen Herren in den städtischen Behörden zauderten, zögerten immer länger, bis sie sich endlich entschlossen, einen in Berlin fremden Intendanten zu bestellen, der seinerseits einen mit Berliner Opernverhältnissen seit nahezu fünfundzwanzig Jahren nicht mehr befaßten Generalmusikdirektor gewann — und Heinz Tietjen sah sich vor die ungemein schwierige Aufgabe gestellt, in Gemeinschaft mit Bruno Walter sein Personal zu einem Zeitpunkt zusammenzusetzen, da die meisten Solokräfte schon ihre neuen Engagementsabschlüsse bewirkt hatten und ein Ensemble, das den Aufgaben der „Städtischen Oper" gerecht werden konnte, kaum noch zusammenstellbar schien. Was Wunder, daß es bedenkliches Kopfschütteln gab, als die neuen Herren nicht nur die in musikalischen Kreisen freudig begrüßte Gewinnung erster Kräfte der „Großen Volksoper" — Bertha Malkin, Wilhelm Guttmann, Gunnar Graarud, Kapellmeister Fritz Zweig u. a. — meldeten, sondern auch in die Weiterverpflichtung mancher Mitglieder des ehemaligen „Deutschen Opernhauses" willigen mußten, für die mehr menschliche als künstlerische Gründe zu sprechen schienen; was Wunder, daß die Nennung großer Zugkräfte — wie Maria Ivogün, Lotte Lehmann e tutti quanti — nach den Erfahrungen früherer Jahre den Gedanken nahelegte, diese „Prominenten" würden nur Aushängeschilder sein, gelegentlich zu Gaste kommen, nicht aber dauernd dem neuen Unternehmen verbunden bleiben oder ihm zuliebe auf ihre gewohnte Gastspieltätigkeit in aller Welt verzichten!

Soweit die Dinge in ihrer chronologischen Entwicklung darzustellen, schien Pflicht: denn nur so wird klar, welchen Schwierigkeiten die neue Leitung der „Städtischen Oper“ gegenüberstand, nur so aber wird auch klar, was es heißt, ihre Arbeit fast uneingeschränkt loben und ihr Wirken nicht bloß in Rücksicht auf ihre guten Namen gelten lassen, sondern freudig bejahen zu können. Und gerade wer der dahingegangenen „Großen Volksoper“ nahestand, wird dessen sicher sein dürfen, daß sein Bekenntnis zum neuen Regiment, das neue Menschen aufbringt, nicht als Vergessen früherer Verdienste, sondern als Ausdruck ehrlichster Überzeugung und größter Objektivität bewertet werden wird. In diesem Sinne dem Intendanten Tietjen Gruß und Glückwunsch! — — Und nun zur Einzelbetrachtung des Gebotenen.

Da muß — als eigentlicher „Eröffnungsvorstellung“, als erster Aufführung, die von der neuen Arbeit in diesem (auch äußerlich erneuerten) Hause zeugte, — zunächst der „Heiligen Ente“ gedacht werden. Das Werk des jungen Wieners Hans Gal (für dessen Qualitäten nicht nur spricht, daß Tietjen es in seinem bisherigen Wirkungskreis, Breslau, schon aufgeführt, sondern auch: daß Leo Blech es noch für Charlottenburg angenommen hatte), ist ein phantastisch-heiteres Spiel von Göttern und Menschen, deren Seelen vertauscht werden — für eine Nacht nur, doch genügts, sie zu ändern, auch als nachher wieder „jedes Gehirnchen in seinem Stirnchen“ ist ... Etwas Festlich-Beschwingtes liegt in diesen Szenen, das auf neue Wege der modernen Oper weist, etwas von jener Leichtigkeit, die Nietzsche der „schwitzenden“ Musik schwerer deutscher Art entgegenhielt. Und diese Musik, die den Schüler von Franz Schrecker und Strauß, im Kolorit — China! — auch Puccinis erkennen läßt, ohne doch in Nachahmung zu verfallen, gibt dem Ganzen eine so ungemein reizvolle Untermalung, daß man sich der ersten Gabe der neuen Stadtoper wohl freuen durfte, zumal sie in einer vom Kapellmeister Fritz Zweig und dem Intendanten als Regisseur sehr sorgfältig vorbereiteten Darstellung mit Maria Schreker und den Herren Guttmann, Visser, Pechner zu vollster Wirkung gebracht wurde. Was aber tut ein Teil der Berliner Musikkritik? Er läßt dem Werk so abschätzige Beurteilung zuteil werden, daß es über ein paar Aufführungen nicht hinauskommt... Kritiken, die von „Kundry-Kitsch“ oder Gals „Fähigkeit, ohne Einfälle zu komponieren“ reden und den Vertoner dieses in jedem Fall über dem Durchschnitt stehenden Buches bei aller „handwerklichen Geschicklichkeit“ doch nur als „rettungslos Mittelmäßigen“ ohne den „kleinsten Hoffnungsschimmer einer Persönlichkeit“ ansprechen, sind ja nicht gerade geeignet, zahlende Besucher anzulocken, und diese hinwiederum sind zumeist nicht selbständig genug, sich über das Zeitungsblatt wegzusetzen und eigenem Urteile zu trauen... Schade, sehr schade!

Aber die Kritik tut noch anderes. Wird man ihr darin beipflichten, daß die Städtische Oper nicht als „Provinzbühne“ neben dem Staatlichen Opernhause stehen, daß sie nicht im schlechten Sinne „außer Konkurrenz“ bleiben darf (wie jahrelang das „Deutsche Opernhaus“), sondern mit ihren Leistungen die Lust zu freudigem Wettbewerb aller Kräfte, hier wie dort, wecken muß, so soll doch andererseits ja nicht übersehen werden, daß sich Höchstleistungen nicht aus dem Boden stampfen lassen, sondern erst heranreifen müssen. Darum will es mir unrecht scheinen, Vorstellungen abzulehnen, die

nicht frei von Mängeln sind (wo wären die nicht?), und ihrem musikalischen Leiter einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht Bruno Walter heißt, sondern Wilhelm Franz Reuß. Eine „Rheingold"-Aufführung, die als gute Gesamtdarbietung ohne hervorstechende Einzelleistungen — den rechten Eindruck von des Meisters Wunsch und Willen vermittelt, ist doch am Ende auch etwas wert — ist sicherlich mehr wert als es eine Vorstellung wäre, in der neben den hier von manchen vermißten „Prominenten" dii minorum gentium, Kräfte mit Minusvorzeichen, ständen! Und ein „Lohengrin"-Abend, der die Bekanntschaft mit einer so überragenden Elsa vermittelt, wie Lotte Lehmann sie gab, einer Elsa, deren Gestaltung einmal bis ins Einzelne hinein nachgezeichnet werden müßte — sie verdiente es für ihre lediglich aus dem Werk des Meisters schöpfende, dieses aber auch voll ausschöpfende Charakterisierung in Gesang und Gebärde! —; ein Abend, der, weiter, den als Hans Sachs wenig befriedigenden, dort humorlos-trockenen Sänger des Telramund, Max Schipper, hier in einer ihm offensichtlich mehr „liegenden" Gestalt zu recht eindringlichen Wirkungen kommen, Wilhelm Guttmann als Heerrufer und Alexander Kipnis als König gleichwertig neben den beiden genannten Künstlern stehen ließ und auch in der Durcharbeitung der Chöre sorgsamste musikalische Vorbereitung zugleich mit erfolgreicher Betätigung des Wunsches eines Loskommens vom üblichen uninteressierten Dabeistehen der „Völkerspieler" erkennbar machte — ein solcher Abend kommt doch wahrhaftig auch nicht ohne anerkennenswerte Mitarbeit des Kapellmeisters zustande! Manche hatten an ihm wiederum alles auszusetzen, andere freilich, mit mehr Recht, wußten zu rühmen, daß ein großer Teil des Erfolges ihm zuzuweisen war. Getreue Arbeit am Werk des Meisters, Absehen von „Extravaganzen", Wahrung der gerade hier ziemlich stark bindenden Tradition ist doch am Ende auch allerlei, was nicht gerade zum Vorwurf zu machen ist... um so weniger, wenn man das, was dem einen als Tempo-Schlepperei angekreidet wird, dem namhafteren als liebevolle Versenkung ins Detail zugute hält...

Und damit komme ich zur dritten Wagner-Aufführung der neuen Oper, die der Reihenfolge nach als erste zu nennen gewesen wäre: denn mit ihr wurde das Haus offiziell eingeweiht. Die „Meistersinger von Nürnberg" waren nicht das Meisterstück des Generalmusikdirektors Bruno Walter, der insonders den ersten Akt über Gebühr dehnte und damit etwa die David-Walther-Szene um manche lebendige Wirkung brachte. Und wenn ich — hier ziemlich einhellig — die Meinung ausgesprochen finde, daß der „Mozartdirigent" offenbar Hemmungen zu überwinden hatte, daß seine Persönlichkeit sich vielleicht nicht gerade mit Wagner deckt, daß er des Meisters Werk nicht Erlebnis werden läßt, so darf auch mein Urteil wohl nicht als einseitig und abwegig erscheinen... Dieser „Meistersinger"-Aufführung hatte es vielleicht noch an genügenden Proben, an vertiefender Zusammenarbeit und Zusammenarbeitung gefehlt, sie ließ vielleicht darum nicht recht warm werden, obzwar eine vortreffliche Eva (kein verniedlichtes „Evchen", wie es jüngst erst Hans von Wolzogen als unwagnerisch abgelehnt hat!), Lotte Lehmann, neben einem erfreulich untenoralen Junker von Stolzing (Fritz Kraus) stand und der Pogner des Alexander Kipnis viel von der Wärme und Herzensgüte gab, die Schippers Sachs vermissen

ließ; obzwar auch in Gustav Werners David und Eduard Kandls Beckmesser, zwei aus den besten Zeiten des alten Deutschen Opernhauses bekannten und nach Gebühr geschätzten Leistungen, der Humor zu seinem Rechte kam, den eine übereifrige Regie mit kleinen Drückerchen in der Prügelszene und unangemessen vertrottelnder Charakterisierung der Meister zu verstärken trachtete. Es braucht wirklich nicht einer dem andern von hinten her die Mütze abzuziehen, um „Leben" in das davon überquellende Finale des zweiten Aufzugs zu bringen, und es braucht nur Hans Sachsens Würdigung meistersingerlicher Art im Gespräch mit dem Junker und in seiner Schlußansprache herangezogen zu werden, um die rechte Linie für die Darstellung der Meister zu finden — ihr äußeres Vorbild kann man nirgends besser sehen als im Kunz Vogelgesang des ewig-jungen alten Robert Philipp, der in der Staatsoper eine einprägsame Gestalt Dürerschen Zuschnitts auf die Szene stellt.

Erfreulich genug abermals, daß ich von anderen Abenden reden kann, die Bruno Walters Wirksamkeit besser zeigten. Dazu rechne ich noch nicht in erster Linie den „Maskenball" Verdis, dessen Hauptrollen mit Bertha Malkin (Amalia), Wilhelm Guttmann (René), Fritz Kraus (Gouverneur) und Maria Ivogün (Page) besetzt waren: diese Vorstellung (in der Fräulein Malkin und Herr Guttmann bereits vor Jahr und Tag in der „Volksoper" ausgezeichnet und von aller Kritik gerühmt worden waren, weshalb es doppelt merkwürdig erscheint, daß ein paar Musikreferenten erst jetzt ihre „Begabung" „entdecken" zu müssen glaubten!) lieferte aber doch schon den Beweis dafür, daß, allem Zweifel zum Trotz, das Unwahrscheinliche geschehen ist: die „Prominenten" sind zu regelrechten Mitgliedern des regelrechten Ensembles geworden, sie machen von der Ausnahmestellung, die ihr Können ihnen sichert, nur den Gebrauch, Bestes im Rahmen des ihrer würdigen Kreises künstlerischer Mitarbeiter zu geben und die andern zu ihrer Höhe mit hinaufzuziehen. So gewann denn eine Aufführung des „Don Pasquale" unter Leitung Bruno Walters mit Guttmann und der Ivogün ein hohes Niveau — obzwar nicht der allerbeste Pasquale, sowie nicht der stimmschönste lyrische Tenor neben den Genannten standen, — weil die andern, vom gleichen Willen geleitet, der etwa aus einem sonst oft ausgelassenen Chor der Dienstboten ein Kabinettstück machte und dem Auftritt einen Sonderapplaus sicherte, in die Nähe der Führenden gehoben wurden und gar nicht anders konnten, als sich mit Hergabe ihres Letzten ihnen angleichen. In dieser Aufführung zeigte sich die musikalische und szenische Leistung Bruno Walters zum ersten Male ganz frei von allen Schlacken. Erstaunlich war auch die Bewältigung der besonderen aus diesem Riesenraum geborenen Schwierigkeiten, die aller intimeren Wirkungen zu spotten schienen und doch im „Pasquale" zum ersten Mal und eine Woche später in der „Ariadne auf Naxos" von Richard Strauß überwunden waren. — Diese Ariadne, zu Unrecht vernachlässigt gegenüber anderem weit weniger Wertvollem, Straußens, ist recht ein Muster dafür, wie ein moderner Musiker auf allen Registern zu spielen weiß. Die an sich so töricht scheinende Forderung eines (beinahe zeitgemäßen!!) Kunstbanausen: eine opera seria und eine Buffonade sollten nicht nacheinander, sondern durcheinander, zu gleicher Zeit, aufgeführt werden, schafft ja die besten Möglich-

keiten, eine Beherrschung aller Stilarten zu zeigen und in der tragischen Ariadne nicht minder wie in der spielerischen Zerbinetta Gefäße für alle Schönheiten des ariosen und rezitativischen, wie des parlierenden und coloraturenumrankten Zier-Gesanges zu schaffen, aus denen es schier überquillt vor musikalischem Reichtum... Das alles hineingestellt in eine famos durchgearbeitete Aufführung, die wieder von der Ivogün ihr Bestes, von ihren Partnern in der commedia dell'arte wie in der seria auch nur Gutes empfing, gab einen Abend, auf den die Stadtoper stolz sein darf.

Die Sache wollte es, daß mit möglichster Ausführlichkeit über diese ersten zwei Monate der „Städtischen Oper" berichtet wurde: ein solches Unternehmen ist zu bedeutungsvoll für Berlin, als daß es sich mit ein paar knappen Dreizeilenbemerkungen abtun ließe, wie sie — notgedrungen freilich! — nun für eine Reihe von Schauspielvorstellungen genügen müssen. Sie wenigstens zu nennen, ehe sie vom Spielplan verschwinden, ist geboten. Ausführlicheres Eingehen auf einzelne davon muß ich mir auf das nächste Mal versparen: der Raum dazu ist diesmal nicht mehr gegeben. So faß ich denn zusammen drei bemerkenswerte Klassiker-Aufführungen: den „Kaufmann von Venedig" in der Volksbühne, dem ich etwas von der dramaturgischen Zusammenstraffung wünschte, die Schillers „Jungfrau von Orleans" im Staatlichen Schillertheater und Goethes „Götz von Berlichingen" im Lessing-Theater erfahren hatten. Ich nenne weiter zwei Grabbe-Aufführungen: Barnowsky brachte im „Theater in der Königgrätzer Straße" eine sehr interessante Einstudierung des merkwürdigen Versuches, „Don Juan und Faust" in einer Reihe wirksamer, aus Goethes Gedicht und Mozarts Oper bekannter Szenen zusammen- und gegenüberzustellen; Jeßner gab eine wertvolle Inszenierung des „Hannibal", den er lange schon versprochen hatte. — Als Anlaß schauspielerischer Meisterleistungen beachtlich sind zwei literarisch unwesentliche Stücke: des Amerikaners O'Neill „Gier unter Ulmen" (Lessing-Theater) zeigte Paul Wegener und Gerda Müller vor Aufgaben, die ihnen ziemlich Unglaubliches zumuten: der alte Farmer, der dem kärgsten Boden seinen ganzen Besitz abgerungen hat und mit aller Lebens- und Eigentumsbegierde daran hängt, nimmt ein junges Weib, das ihn mit seinem eigenen Sohne betrügt — das ein Kind zur Welt bringt und ihm als das seine vortäuscht, es aber vom Sohne empfangen hat — das dieses Kind tötet, weil es zwischen ihr und dem Geliebten steht — und dann mit diesem Jungen wie die Schuld, so die Strafe tragen will..., während der durch all das tief getroffene, nicht erschütterte Greis sein Vieh zusammentreibt, sein Tagewerk weiter tun will, hundert Jahre alt werden wird. Und das Lustspiel „Kopf oder Schrift" von Louis Verneuil (Komödienhaus) gibt Ralph Arthur Roberts Gelegenheit zur prachtvollsten Durchführung der Rolle eines gar zu gestrengen Vaters, der vor dem verstoßenen Sohn kapituliert, als er sieht, daß dieser sein Leben mit derselben geteilt hat, die (unendlich altes Motiv!) auch des Vaters Wohlgefallen erregt, dann aber den Dingen eine unerwartete, andere Wendung gegeben hat... — Ich gedenke bei Nennung dieses Darstellers der Kaiserschen Komödie „Margarine", in der Roberts eine Karikatur zu einem Menschen zu machen wußte. — Und ich nenne neben diesem einen Nichtausländer unter den gegenwärtig in Berlin

aufgeführten Autoren den andern aus Österreich: Franz Nabl, den Verfasser der „tragischen Begebenheit“, die sich bei dem Baron Trieschübel zuträgt: mit Erinnerung an lang vergessene leichte Liebelei bringt man ihm ein liebes Mädel ins Haus, das seine Tochter sein soll — und als er sich dieses unverdienten Glücks, ein junges Menschenkind sein Kind nennen zu dürfen, eben zu freuen beginnt, es vor allem Häßlichen, Widerwärtigen, wie die Vergangenheit es nicht erspart hat, sichern will, da muß er erfahren, daß er einer raffinierten Lüge der Mutter dieses Kindes zum Opfer gefallen ist, gerät in seelische Konflikte, denen er nicht gewachsen ist und durch den (hier etwas bequemen) Revolverschuß entflieht... Ich gedenke dankbar des Schilderers einer anderen „Liebelei“, die (im Staatlichen Schiller-Theater) so schlicht und wahr anmutet wie vor dreißig Jahren — und glücklich mit den „Weihnachtseinkäufen“ aus Schnitzlers „Anatol“ eingeleitet wird. Und ich glaube, daß ich den letzten der deutschen Autoren nur deshalb zu nennen Anlaß finde, weil sein sechzigster Geburtstag zu einem „Akt der Pietät“ drängte: Max Halbes „Strom“ wurde aufgeführt, ist schon wieder verrauscht. — Und sonst steht das deutsche Theater im Zeichen Shaws und wenig wertvoller Stücke des auch mit eigener Truppe in Berlin erschienenen Pirandello, Galsworthys, Jerome K. Jeromes sowie mancher anderen, die sicher nicht zu Worte kämen, wenn die aufgeführten Werke von nichtausländischen Autoren wären.... Hans Lebede.

Streiflichter

Zur tausendjährigen Geschichte des deutschen Dramas. Es ist erstaunlich, mit welcher Zähigkeit sich in weiten Kreisen die Anschauung von der „chaotischen“ Zersetzung und Verwirrung, der „Uneinheitlichkeit“ und Stillosigkeit unserer gegenwärtigen Geisteslage, unseres Kulturbewußtseins und unserer kulturellen Produktion am Leben erhält. Obwohl doch jede ernstliche und am Sachlichen orientierte Bemühung um Erfassung unserer derzeitigen Situation solchen Persönlichkeits-, Wert-, Lebens- und Leistungspessimismus durchaus ins Unrecht setzt. Selbst der, dem die gegebenen Tatsachen keine ausreichende Begründung und Gewähr dafür bieten, daß eine Konsolidierung und stilsichere Vereinheitlichung unserer geistigen Ausrichtung und Anstrengung um Bemeisterung und echte Erfüllung unseres Lebens bereits stattgefunden oder wenigstens eingesetzt hat, wird doch immerhin anerkennen müssen, daß in allen Schichten unseres Volkes das lebendige Verlangen und ein energisches, keineswegs erfolgloses Streben, eine durchaus zielbewußte Anspannung der Kräfte auf die Einigung und Ordnung, Begründung und Festigung hin herrscht. Schon dies aber würde genügen, um den Vorwurf des „Chaotischen“ zu entrechten.

Gemeint ist natürlich eine „Einheit“ nicht im Sinne der Uniformierung und des Dogmas der égalité, sondern die Einheit in der Mannigfaltigkeit, das zusammengestimmte Gefüge individuell geprägter Glieder, wie sie allein möglich und allein wünschenswert ist. Gemeint sind mit den Repräsentanten solchen Einheitswillens auch nicht „alle“, — der Außenseiter gibt es heut wie jederzeit allerdings mehr als genug, — sondern wie in jeder Kulturperiode nur die auf das Wesentliche eingestellten Menschen, die immer in der

Minderzahl stehenden „Charismatiker", die das kulturelle Schicksal unserer Generation richtung- und wertgebend bestimmen. Die aber finden wir heut fast auf allen Gebieten des kulturellen Lebens.

In der Wissenschaft erweist sich die Tendenz zur Sicherung und absolut gültiger Fundierung der Forschung in den umfassenden Untersuchungen zur Methodenlehre und Wissenschaftstheorie, die Tendenz zur Synthese in den vielfältigen Bemühungen aller Disziplinen um Erfassung ihrer Untersuchungsgegenstände im Rahmen großer geistesgeschichtlicher Zusammenhänge.

Als ein Versuch letzterer Art — allerdings: nur als Versuch — ist unter den literarwissenschaftlichen Neuerscheinungen das von Robert F. Arnold herausgegebene Sammelwerk „Das deutsche Drama"[1]) zu nennen.

Das Werk ist die erste (von dem unbrauchbaren Buch von Kehrein 1840 darf ganz abgesehen werden) Gesamtdarstellung der jetzt tausendjährigen Geschichte des deutschen Dramas. Um die außerordentlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens einigermaßen zu mindern, ist das Werk nach dem Prinzip der Arbeitsteilung angelegt worden. Der Gesamtstoff wurde in sechs große Partien gegliedert und die Bearbeitung der Einzelabschnitte Sachkennern übertragen, denen in den Grenzen ihres Gebietes völlige Bewegungsfreiheit gelassen wurde. Der Herausgeber schreibt im Vorwort: „Nichts lag dem „Deutschen Drama" ferner als der Versuch, auch nur der Wunsch, den Stil, die Welt- und Lebensanschauungen, den Kunstglauben oder gar die Werturteile seiner Mitarbeiter irgendwie zu uniformieren, das kennzeichnende und wertverleihende Gepräge verschiedener Individualitäten verwischen zu wollen." Ein sehr anerkennenswerter und im System der Arbeitsteilung ja bereits in gewisser Weise sachlich gegründeter Standpunkt. Die Aufgabe, die aber zugleich aus den Erforderlichkeiten des Gesamtwerkes gestellt wird, ist die: das beziehungslose Nebeneinander der Teile, die atomische Zersplitterung in gegeneinander fremde Einzelkomplexe zu vermeiden, die individuellen und charakteristisch gefärbten Sondergebilde in der höheren Einheit eines wiederum eigentümlich geprägten Ganzen durch die allseitige Durchführung ästhetischer, ideen- und kulturgeschichtlicher Leitmotive durchgängig zu verbinden und so die methodischen Vorzüge und Notwendigkeiten der Differenzierung mit denen der Integrierung organisch zu verknüpfen. Das Urteil darüber, wie weit dies in dem vorliegenden Geschichtswerk gelungen ist, wird der fachkundige Leser selbst fällen. —

1. Friedrich Michael bearbeitete den ersten Teil, die „gotische" Epoche des deutschen Theaters, 13.—15. Jahrh., das Drama des deutschen Mittelalters: die alten deutschsprachlichen geistlichen Spiele und die weltlichen Spiele, und ferner die deutschsprachliche Dramendichtung des 16. Jahrhunderts.

2. Im engsten Zusammenhange damit stehen die anschließenden Ausführungen von Rudolf Wolkan, die Geschichte des neulateinischen

---

[1]) „Das deutsche Drama", herausg. von R. F. Arnold in Verb. mit J. Bab, Alb. Ludwig, Fr. Michael, M. J. Wolff und R. Wolkan. 868 S. Preis geh. Mk. 20.—, 1/1 Leinen Mk. 24.—, 1/2 Frz. Mk. 30.—. C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., M. 1925.

Dramas in Deutschland: Hrotsvit von Gandersheim, lateinische geistliche Spiele, Terenz-Renaissance, Humanisten-Drama, protestantisches und katholisches Schuldrama.

3. In die Bearbeitung der Periode „von Ayrer bis Lessing“ teilen sich Max J. Wolff und Albert Ludwig. Wolff berichtet über die englischen Komödianten in Deutschland, über die Dramatik von Ayrer und von Heinrich Julius von Braunschweig, über die unter französischem und italienischem Einfluß stehende dramatische Produktion der klassizistischen und der Barock-Periode, schließlich über die Wander-, Hof-, Studenten- und Schuldramen des 17. Jahrhunderts. Ludwig behandelt die literargeschichtliche Bedeutung von Gottsched und Schlegel, die „regelmäßige Komödie“ und die „gereinigte Schaubühne“; er beschließt diese Partie des Werkes mit dem Bericht über die Erschütterung der Gottsched'schen Lehre in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts und die beginnende ästhetische Neuorientierung, wie sie von der Kontroverse zwischen Gottsched und den Schweizern inauguriert wird.

4. Albert Ludwig führt dann auch die Geschichte des deutschen Dramas „von Lessing bis zur Romantik“ weiter. Dem Abschnitt über das bürgerliche Trauerspiel und die heroische Tragödie folgt eine ausführliche Würdigung der dramatischen Kunst, Theorie und Kritik von Lessing und ihrer entwicklungsgeschichtlichen und ästhetischen Bedeutung, die das folgende Kapitel über das Bühnendrama der Aufklärung durch seine Kontraste noch eindrucksvoller hervortreten läßt. Dann führt der Weg des 18. Jahrhunderts in entschiedenem Anschluß an Shakespeare weiter zum Geniedrama des „Sturmes und Dranges“, in Nebenzweigen zum Ritterdrama und zum Familienstück, und gleichzeitig in seinem Hauptzuge auf die Höhe der Weimarer Klassik.

5. Den Fortgang „von der Romantik bis zur Moderne“ schildert der Herausgeber R. F. Arnold. Das Kapitel über das romantische Buchdrama wird von einer Erörterung über die spezifischen Kunsttendenzen und die eigentümliche geistige Haltung der romantischen Richtung vorbereitet. Daß dann Werner und Kleist in einem Abschnitt miteinander auskommen müssen, dürfte manchem etwas schmerzlich sein, zumal dann dem fatalistischen Schauerdrama ebensoviel Raum wie beiden zusammen gegönnt wird. Nach einem kurzen Streifzug durch das Künstlerdrama und die Oper wird die dramatische Produktion von der betriebsamen „Schillerei“ bis zur „Birch-Pfeifferei“ gekennzeichnet. Dann werden Grillparzer, Immermann und Grabbe eingehender gewürdigt. Daneben bietet die Dramatik des 19. Jahrhunderts noch das Salon-Lustspiel und das Vaudeville, das Lokalstück und die Zauberposse und von größerem Gewicht: das Tendenz- und Gegenwarts-Drama (Büchner und das Junge Deutschland). In dem Kapitel mit der nicht gerade kennzeichnenden Überschrift „Jahrhundertmitte“ (14 S.!) begegnet man dann den großen Namen Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Richard Wagner, denen man mehr Raum und eine adäquatere Würdigung gönnen möchte. Das Schlußkapitel dieses Abschnittes, „Verfall“ überschrieben, ist das Asyl für die übrige vornaturalistische Dramenliteratur.

6. Julius Bab erstattet — stark persönlich, aber höchst interessant — das schwierige Referat über „Die Lebenden“. Er zeichnet den Entwicklungs-

gang des Naturalismus und den Weg von Gerhart Hauptmann und behandelt anschließend die „neuromantische" Kunstrichtung. Ein Kapitel über „Einzelgänger und Vorläufer" würdigt eine Reihe von vorerst schwer einzuordnenden, untereinander sehr fremden Persönlichkeiten und Kunstleistungen. Der Abschnitt über den „Expressionismus" ist der von nicht allzu großer Trauer zeugende Nekrolog für diese kürzlich „verschiedene" Kunstepoche, dem sich noch einige Notizen über die Allerneuesten anschließen. —

Zweifellos muß die deutsche Literaturwissenschaft manchen kritischen Einwand gegen das Werk erheben. Sie wird nicht nur die Frage stellen, warum man so verwegen und so bescheiden zugleich war, die Geschichte der tausendjährigen Entwicklung einer so vielfältigen, stofflich so ausgebreiteten und in allen Tiefen des Geisteslebens verwurzelten Kunstgattung „von den kultischen Tänzen der heidnischen Germanen bis zu den ekstatischen Spielen des 20. Jahrhunderts" in einem Bande auf kaum 800 Seiten darzustellen. Sie wird auch verschiedene grundsätzliche Einwände erheben müssen: in bezug auf die Periodisierungen und Stoffgruppierungen, auf das Verhältnis der Teile untereinander, auf gewisse Verlagerungen des Schwergewichtes, auf eine Reihe von nur-subjektiven Werturteilen und hinsichtlich der ästhetischen und sozusagen kultur-philosophischen Perspektive des Ganzen. Sie wird auch die Frage aufwerfen müssen, ob es sich hier wirklich um eine Entwicklungs- und um eine Dichtungsgeschichte handelt, um eine historische Darstellung, die an allgemeinen kunst-, kultur- und ideenwissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgerichtet ist, oder doch noch — wenigstens teilweise — um eine literarhistorische Darbietung alten Stiles. Es trifft allerdings zu, daß es im Wesen der geisteswissenschaftlichen Disziplinen liegt, daß sie von der Seite des Objektes wie von der der Methode her in vieler Hinsicht prinzipiell auf das — wenn auch noch so gegenständlich ausgerichtete, so doch letzten Endes immer „subjektive" — Werturteil angewiesen sind. Einen consensus omnium gibt es hier nicht und kann es nicht geben. Das ist eine wissenschafts-immanente Begrenztheit, die selbst äußerste Redlichkeit, angestrengtestes Bemühen um Selbstausschaltung und Objektivität niemals übersteigen kann. Jedoch gibt es auch hier in weitem Maße Sachzwänge, Anforderungen, Normierungen und Begründungen von Seiten der gegebenen Tatbestände selbst, eindeutig bestehende und sich unübersehbar aufdrängende Wertunterschiede und Rangordnungen im Gegenständlichen. So daß also auch die Geisteswissenschaft, — anderenfalls wäre sie gar nicht „möglich", — keineswegs dem absoluten Subjektivismus, der reinen Willkür des privaten Gesichtspunktes und des persönlichen Geschmackes, der unkontrollierbaren Entscheidung des Einzelnen und damit der Anarchie der Methoden, der Maßstäbe und der Bezugsetzungen ausgeliefert ist. Von hier aus, rein an streng fachwissenschaftlichen Kriterien gemessen, ist das Buch in der Tat einer Reihe durchaus begründeter Bedenken ausgesetzt, denen hier im einzelnen nicht nachgegangen werden kann.

Wenn es so auch das große Standard-work nicht ist, das die Geisteswissenschaft höchst dringend braucht, so kann es doch zunächst einmal dem jüngeren Studierenden eine sehr wertvolle Einführung und rein materiell

ein immer verwendbares Orientierungsmittel sein, das seinen Zwecken auch mit einem sorgfältigen Verzeichnis der wichtigsten Spezialliteratur und einer Zeittafel dient. Freilich vermag es nicht, ihn der Benutzung des ihm bisher zur Verfügung stehenden „Rüstzeuges" der Forschung zu entheben.

Weit wichtiger noch, ja unentbehrlich ist das Buch für die große Gemeinde der Literatur- und Theaterfreunde im gebildeten Publikum. Es gehört in das deutsche Haus, in die Hände aller derer, die ein persönliches Bildungsinteresse an der Gestaltung und Entfaltung des deutschen Kunst- und Geisteslebens haben, die aus Beruf oder Neigung in einem besonders nahen Verhältnis zur Bühne stehen. Ganz besonders gehört es in die Hände der Deutsch-Lehrer an höheren Schulen und der Schüler ihrer Oberklassen. All diesen Lesern kann im Rahmen ihrer eingeschränkteren und besonders bestimmten Bedürfnisse und Ansprüche allein mit einem Werke in der vorliegenden Form gedient sein, das — wenigstens der Tendenz nach — in knapper Weise auf das Ganze und die große Linie geht.

Eva Wernick.

Bücherbesprechungen

Philosophie und Pädagogik.

A. Brunswig, Leibniz. A. d. Sammlg. „Menschen, Völker, Zeiten". Verlg. K. König, Wien-Lpz. 1925. 183 S. Gzl. 6.— Mk.

Das Buch über Leibniz ist eine durchaus willkommene Ergänzung zu den bei weitem schwereren, dafür allerdings tiefer greifenden neueren Untersuchungen über die Leistungen des größten deutschen uomo universale, zu den Werken, auf welche sich die „Leibniz-Renaissance" in der heutigen Philosophie gründet, insbesondere — neben Russell: L. Couturat „La logique de L." Paris 1901; Ernst Cassirer „L's System", Marburg 1902; Hans Pichler, „Leibniz", Graz 1919; Hermann Schmalenbach, „Leibniz", Drei-Masken-Verlag, München 1921; Dietrich Mahnke, „Leibniz und Goethe", Verlag Stenger, Erfurt 1924 und Mahnke, „Leibniz", Verlag Ernst Reinhardt, München 1925 und Mahnke „L's Synthese von Universalmathematik und Individualmetaphysik". I, Niemeyer, Halle 1925. Ohne diese Arbeiten, in denen sich weitere wichtige Literaturhinweise finden, ist die Erfassung des fast unbegreiflich vielfältigen Leibniz'schen Ingeniums und seiner Werke nach allen Dimensionen unmöglich. Ihnen gegenüber kann Br's Schrift nur den Rang einer Einführung in das Leibniz-Studium beanspruchen. Br. behandelt im ersten Teil L's Leben und zeitgeschichtliches Wirken, im zweiten L's Philosophie und ihre Bedeutung, ihre Vorgeschichte und ihre in der Persönlichkeit des Philosophen liegenden Wurzeln; die in der Interpretation immer noch umstrittene Monaden-Lehre und die „prästabilierte Harmonie"; die Naturphilosophie und die Lehre vom menschlichen Geist, Erkenntnistheorie und Willenslehre, schließlich die Lehre von Gott und das Problem der Theodizee. Zwei weitere Kapitel behandeln kurz die „Nachgeschichte" von L's Philosophie und ihre Bedeutung hinsichtlich ihrer „geschichtlichen Mission" und ihres „Wahrheits-Gehaltes". — Eine Diskussion des von Br. Vorgetragenen verbietet sich hier; die nötigen Ergänzungen und Korrekturen ergeben sich

ja auch für den Studierenden bei der Durcharbeitung der Leibniz'schen Schriften und der genannten Untersuchungen von selbst. Eva Wernick.

W. Kinkel. Hrm. Cohen. Eine Einführ. in sein Werk. Verl. v. Strecker u. Schröder. Stuttg. 1924. 356 S.

Kinkel zählt zu den bekanntesten Anhängern der sog. „Marburger Schule“, über deren Begründer er hier ein sehr sorgfältiges und fesselndes Buch vorlegt. Er beginnt mit einer zeitgeschichtlichen und biographischen Einleitung, die manches interessante und meist unbekannte Detail enthält, wobei er sich auch auf bisher unveröffentlichte Briefe Cohens stützen konnte und stellt dann das Cohensche System dar (1. Die Logik der reinen Erkenntnis, 2. Die Ethik des reinen Willens, 3. Die Religion der Vernunft, 4. Die Ästhetik des reinen Gefühls). Kinkels Buch versucht, die schwierigen Cohenschen Gedankengänge zu vereinfachen, ohne doch wichtiges wegzulassen oder die Ideen zu verflachen. Nur seine genaue Kenntnis der Materie aus dem Studium eines Vierteljahrhunderts hat ihm die Vollendung dieser Aufgabe ermöglicht. So ist hier denn eine vorzügliche Einführung in die Cohensche Philosophie entstanden, die für das deutsche Geistesleben der folgenden Jahrzehnte sicherlich noch recht Bedeutendes enthält.

A. Buchenau.

H. Schlemmer. Jugendliches in der Philosophie und Philosophisches in der Jugend der Gegenwart, Bln. Reuther u. Reichard, 1925. 27 S., Mk. 1.—.

Die Philosophie unserer Tage ist in einer unklaren Gärung begriffen, die aber keineswegs (wie Spengler meint) die Anzeichen der Dekadenz verrät, sondern im Gegenteil recht jugendlich-unreif anmutet, wirr auf der einen Seite und dabei doch andererseits großartig-schön. So steht es auch um die Jugendbewegung, deren philosophisch-religiöses Interesse aufs stärkste erwacht ist. Wohin der Weg führen wird, das weiß freilich noch niemand. Von den vielen Führern, die sich darbieten, von Nietzsche und Lagarde bis zu W. Stern und Ed. Spranger, Scheler und Guardini ist nicht abzusehen, wer den Sieg im Geisteskampfe davontragen wird. Dies die Grundthesen des Verfassers, der seit Jahren mitten in der Jugendbewegung drinsteht und der als Schüler Natorps auch über eine sehr gründliche philosophische Bildung verfügt. Neue Erkenntnisarten und Erkenntniswege überall, so stellt er fest; es fragt sich nur, was auf diesen Wegen wirklich Neues entdeckt wird. Wer zwischen 15 und 30 steht, wird darüber naturgemäß öfters anders zu urteilen geneigt sein als die um zwei Jahrzehnte Älteren. Immerhin ist soviel richtig, daß philosophische Vertiefung von der Jugend ernsthaft ge- und versucht wird, und daß auf der anderen Seite Philosophen wie Natorp und Spranger mit seltenem Erfolge es vermocht haben, in die Psyche, in die seelischen Nöte und Sehnsüchte der Jugend der Gegenwart einzudringen. Sehr charakteristisch ist dabei das Schlußwort Schlemmers: Kant wird bleiben, nicht als historische Persönlichkeit, aber in seiner Grundmethode. Wenn er hinzufügt, daß neben der Unendlichkeit der funktionalen Gesetze das Streben nach der Unendlichkeit nicht wieder verschwinden darf, so kann man ihm auch in dieser echt kritischen These zustimmen. Der Geist der Methode ist eben mächtiger als alles nur historisch Gewordene. A. Buchenau.

H. Becker, Das Problem der Pädagogik i. d. kritischen Philosophie der Gegenwart (aus Fr. Manns Pädag. M.), Verl. H. Beyer & Sö., Langensalza 1925, br. Mk. 2.10, 104 S.

Die Abhandlung Beckers ist unter dem vorwiegenden Einflusse von Albert Görland entstanden, beschäftigt sich aber in der Hauptsache mit der Sozialpädagogik Natorps. Becker versucht eine Darstellung der Ideen der Neu-Kantischen Pädagogik, wobei er außer Natorp und Görland noch Richard Hönigswald und Jonas Cohn berücksichtigt. Seine Kritik ist fein abgewogen und versucht manchen Gedanken der dargestellten Pädagogen weiterzuführen. Die überragende Bedeutung Natorps, welche die geschichtliche Entwicklung sicher erwiesen hat, ist von dem Verfasser nicht erkannt, wie sie das z. B. in der Schlußdarstellung zeigt, wo er Natorp, Görland, Hönigswald und Cohn nebeneinanderstellt. In Wahrheit sind die Anregungen, die Paul Natorp der Zukunft gegeben hat, so reichhaltig, daß noch einige Jahrzehnte vergehen werden, bis man die von ihm gestellten Probleme auch nur einigermaßen systematisch durchgearbeitet hat. Artur Buchenau.

Plutarch, Kinderzucht. Griechisch und deutsch. (Tusculum Bücher Nr. 6.) Verlag E. Heimerau, München, 1924, 26 S. Mit Buchschmuck v. E. Penzoldt, HL. Mk. 1.80.

Ein sehr nützliches Unternehmen, wobei bedeutsame griechische und lateinische Texte mit der Übersetzung rechts dargeboten werden. Band I enthält Horaz Carmina, Band VI die Plutarchische (oder Pseudo-Plutarchische) kleine Abhandlung über die Kinderzucht, die mit ihrem Namen („Pädagogik“ stammt daher!) und ihrem Inhalt bei aller Knappheit seit der Periode der Renaissance die stärksten Einwirkungen ausgeübt hat. Nur an zwei zum Nachdenken stimmende Sätze sei hier kurz erinnert: „Geistesbildung allein ist ein unsterbliches, ein göttliches Gut. Und zwei Dinge sind der Natur des Menschen wesentlich, Vernunft und Sprache“, und „Bei aller Erziehung muß man die Philosophie zur Hauptsache machen; denn für die Krankheiten und Leiden der Seele ist Philosophie das alleinige Heilmittel“. Die Abbildungen scheinen mir überflüssig, sind jedenfalls nicht nach jedermanns Geschmack. Der deutsche Text könnte ohne Abbildungen mit etwas mehr Durchschuß lesbarer gestaltet werden. Artur Buchenau.

W. Jaeger. Antike und Humanismus. Verl. v. Quelle u. Meyer, Lpz. 1925. 27 S.

Dieser Vortrag Jaegers bildete die Einleitung zu der Berliner Frühjahrstagung: „Das Gymnasium“ und wurde auf dieser mit großer Anerkennung aufgenommen. Es liegt in der Natur der kurzen programmatischen Äußerungen, daß sie mancherlei Angriffsflächen bieten. Dem Grundgedanken Jaegers zwar wird man zweifellos zustimmen, so auch, wenn er zum Schluß betont, daß „wir Humanisten niemals auf das Ganze der Idee verzichten“ dürfen. Wenn J. aber z. B. behauptet (S. 10), die moderne Erziehungswissenschaft sei im großen und ganzen gegenüber dem bildungsgeschichtlichen Phänomen des Humanismus interesselos gewesen, so dürfte diese Behauptung doch etwas zu weit gehen. Jaegers Hauptthese lautet: „Humanismus ist dem Wort und der Sache nach ein aus dem Altertum stammendes Prinzip unserer modernen Kultur“ (S. 12). Dazu ist zu sagen, daß der Begriff der Antike und andererseits der des „Humanismus“ der Renaissance (kurz gesagt) und der W. v.

Humboldts wiederum sich doch wesentlich von einander unterscheiden. „Alle Völker haben Erziehung, die Griechen Bildung“, heißt es weiter, was durchaus richtig sein kann, wenn man nicht „haben“ betont, sondern die These so versteht, daß wir den Griechen die Idee der Bildung verdanken. Ihre Realisierung in Griechenland blieb aber dann doch bedenklich weit hinter dem Gewollten zurück. So sind hier Griechen und Römer geschichtlich doch wohl (besonders die letzteren) hinsichtlich dessen, was sie in tatsächlicher Erziehungsarbeit geleistet haben, überschätzt, während andererseits gerade die exakte Herausarbeitung der philosophischen Grundideen bei J. fehlt. Die beiden ewigen Leitgedanken der Mathematik als reiner Erkenntnis und der Kunst als Gestaltung des Ewigen treten bei J. nicht plastisch genug hervor. Auch ist für uns der Grieche doch nicht nur der Schöpfer „des individuellen Menschen“, sondern ebenso der Idee der Gemeinschaft, auf der Platos ganzes System ruht und beruht.

Artur Buchenau.

Geschichte, Wirtschaftsgeschichte und Geschichtsphilosophie.

Lord Macaulay, Essays, hrsg. v. Eg. Friedell, Rikola-Verlag, Wien, Lpz., München 1924, 304 S.

Macaulays Essays gehören zu den berühmtesten Büchern der englischen Literatur, indessen ist von den 17 Abhandlungen heute doch manches veraltet. Der Herausgeber Friedell hat daher mit Recht nur die interessantesten vier Essays ausgesucht (Machiavelli, Lord Bacon, Friedrich der Große und Lord Byron) und bietet sie dem deutschen Publikum nach der älteren Übersetzung von Friedrich Bulau, von der er im Vorwort behauptet, „sie sei von großer Zuverlässigkeit“. Den Essays geht eine kurze, durchaus zweckmäßige Einleitung voraus, und die Ausgabe versucht unter steter Benutzung des englischen Originals den Bulauschen Text nach Möglichkeit zu säubern und zu glätten, was auch im allgemeinen gelungen ist. Trotzdem ist noch eine ganze Reihe von Ungeschicklichkeiten stehen geblieben, ja es kommt sogar vor, wie auf Seite 64, daß ein ganzer Satz des englischen Originals fehlt. Bei einer Neuausgabe dürfte es sich doch empfehlen, von der Übersetzung Bulaus ganz abzusehen. Artur Buchenau.

Dieudonné Thiébault, Friedrich der Große und sein Hof. Erste deutsche Ausg. von H. Conrad. 2 Bde. 343 S. u. 368 S. Mit 6 Porträts. Preis geh. Mk. 9.—, in Lwd. Mk. 11.—, Halbfrz. Mk. 13.—. Verl. R. Lutz, Stuttg.

Diese (zuerst 1804 in Paris erschienenen) aufschlußreichen Memoiren des französischen Gelehrten, der, auf d’Alemberts Empfehlung von Friedrich als Lehrer der französischen Sprache und Literatur an die neugegründete Militär-Akademie berufen und zum Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, von 1765—1784 in der unmittelbaren Umgebung des Königs gelebt hat, verdienen einen Platz in jeder deutschen Bibliothek. Sie bieten reichhaltiges Material über die Persönlichkeit des Königs, seine Lebensführung und Regententätigkeit, über die Mitglieder der königlichen Familie, über die Freunde und die offizielle höfische Umgebung des Monarchen und über sonstige wichtige — ständige oder zeitweilige — Mitglieder dieses Kreises, — gesammelt von einem um Objektivität bemühten, moralisch tüchtigen Beobachter, der dem König aufrichtig ergeben war. Der Quellenwert dieser

Bücher ist von der Friedrich-Forschung anerkannt; nur geringfügige Einzelheiten sind zu beanstanden, die von dem Herausgeber dieser ersten deutschen Bearbeitung im Vorwort und in den Anmerkungen bezeichnet und berichtigt sind. Eva Wernick.

Hermann Heller. Sozialismus und Nation. Berlin 1925. Arbeiterjugend-Verlag. 102 S., geh. 1.20 Mk.

Der Verfasser wendet sich mit seiner sehr beachtlichen kleinen Schrift „an alles, was jung und stark ist im Sozialismus und im deutschen Volke". Die Marx-Engelssche Theorie des Staates als „vorübergehende Erscheinung" lehnt er ab und vertritt gegenüber diesem Staats-Skeptizismus, der auf einer national-ökonomisch verständlichen, aber heute unbrauchbaren Fiktion beruht, den Fichte-Lassalleschen Staatsgedanken. Mit dieser Fassung des Sozialismus, die nicht nur den Staat, sondern auch die Nation als etwas durchaus Notwendiges erkennt und anerkennt, wird sich auch der parteimäßig nicht gebundene Vertreter etwa des Natorp'schen Sozialidealismus vollauf einverstanden erklären können! Heller fordert ganz im Sinne der modernen Sozialpädagogik die Umgestaltung der äußeren Gesellschaft in innere Gemeinschaft. Seine historischen Ausführungen sind leider teilweise etwas aphoristisch, doch scheint er zu beabsichtigen, diese Fragen an anderer Stelle ausführlicher auseinanderzusetzen. Sein Kerngedanke (S. 33) „auch die Nation ist eine objektiv-gegebene Gesellschaftsform" kann gegenüber den bloß-abstrakten Darlegungen der getreuen Marxisten gar nicht scharf genug hervorgehoben werden. Die kleine Schrift bietet reiche Anregung zum Selber- und Weiterdenken der behandelten Probleme. A. Buchenau.

R. Eisler „Das Geld. Seine geschichtliche Entstehung und gesellschaftliche Bedeutung." Mit 150 Lichtb., 14 Ergbildern, 53 Lichtb.-Lesestücken. 383 S. Verl. d. Diatypie-Ges. m. b. H., München 1924.

Das von großer Sachkunde und bewundernwertem Fleiße zeugende Werk ist eine systematisch aufgebaute Sammlung von Anschauungs- und Quellenmaterial aus der Geschichte des Geldes, der Organisation und Desorganisation der Währungen, der einschlägigen Gesetzgebung, der künstlerischen Literatur (warum fehlt die Papiergeld-Szene aus Faust II?), der Tagespresse und des geldtheoretischen Schrifttums (dies möchte man allerdings stärker berücksichtigt sehen, mindestens in Form eines Verzeichnisses der wichtigsten Werke).

Eisler will mit seinem Buch dem Wirtschaftslehrer ein pädagogisches Hilfsmittel zur Erleichterung und Belebung seines Lehrvortrages an die Hand geben und dem Laien, der sich selbst unterrichten will, ein Führer durch dies fast unübersehbare Gebiet und ein Erzieher zu privat- und volkswirtschaftlichem Denken sein. Der Vortragende kann die im Buche abgebildeten Lichtbilder vom Verlage beziehen. Als Grundlage für Übungen in den staatswissenschaftlichen Universitäts-Seminaren dürfte sich das Werk vorzüglich bewähren; der Studierende der Nationalökonomie wird dankbar sein, daß es ihn der großen Mühen, die schon die bloße Materialbeschaffung auf diesem Gebiete mit sich bringt, in weitem Maße enthebt. Ebenso wird der Finanzpolitiker und der „praktische" Geldmann ihm mannigfache Wissenserweiterung

und Anregung entnehmen können. Ganz besonders aber seien die Lehrer des gemeinverständlich gehaltenen Erwachsenen-Unterrichts, der zahlreich bestehenden Arbeitsgemeinschaften und Volkshochschulzirkel auf Eisler's Buch aufmerksam gemacht; auch in den kaufmännischen Fachschulen und in den mannigfachen Arbeits-Schulen für die Jugend wird es in bescheidenem Umfange gute Dienste tun. Eva Wernick.

Br. Meißner, „Die Kultur Babyloniens und Assyriens". 112 S. Preis geb. Mk. 1.60. Verlag Quelle & Meyer, Lpz. 1925.

Der Berliner Forscher, bekannt durch sein großes Werk „Babylon und Assyrien", 2 Bände, (Winter, Heidelberg) entwirft in dem vorliegenden Bändchen in knappen Zügen ein anschauliches Bild von Geschichte und Kultur der beiden alten Völker im Euphrat- und Tigristal, für welches ihm das gebildete Publikum Dank wissen wird. Neben den geographischen und ethnographischen, historisch-politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Länder wird die Stellung des Königs, die Organisation der Beamtenschaft und des Heeres und das namentlich durch Hammurabis Reform bedeutungsvolle Rechtswesen erörtert. Das Kapitel über Kunst und Handwerk wird durch ein reichhaltiges und sorgfältig gewähltes Bildmaterial unterstützt. M. würdigt ferner die Bedeutung der assyrisch-babylonischen Wissenschaft für die Weltkultur und schildert die religiösen Vorstellungen, die theogonischen und kosmogonischen Lehren und die Kultformen, Ausführungen, die durch die Beigabe von Texten aus der religiösen Literatur und durch eine Darstellung des babylonischen Weltbildes erläutert und durch ein Kapitel über die okkulten Lehren der Magie und der Wahrsagekunst ergänzt werden. Eva Wernick.

Kunst.

Lewis Mumford, „Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer". Eine Studie über amerik. Architektur und Zivilisation. Deutsch v. M. Mauthner. Mit 25 Abbild. 292 S. Preis Ganzl. Mk. 9.—. Verlag Br. Cassirer, Bln. 1925.

Dieses Werk, das uns der durch eine große Reihe erstklassiger Veröffentlichungen um Kunst und Kultur hochverdiente Berliner Verlag Bruno Cassirer in vornehmster Ausstattung auf den Weihnachtstisch legt, ist nicht nur deshalb wichtig, weil es das erste deutsche Buch über die Entwicklung der amerikanischen Architektur ist. Wenn ein Verfasser wie Mumford neben der gründlichen speziellen Sachkenntnis noch über einen weiten kulturhistorischen Horizont und eine ungewöhnliche Energie in der ideellen Durchdringung seines ausgebreiteten Stoffes verfügt, wenn er außerdem die Gabe zugleich geistvoller und in ästhetischer Hinsicht bezaubernder Ausdrucksgestaltung besitzt, wenn er ein Kenner, ein Denker und ein Künstler in eins ist, so geht das, was er zu bieten hat, weit über die Vermittlung bloß materialen Wissens hinaus.

M's. Buch ist nicht nur Sach-, sondern auch Ideengeschichte der amerikanischen Architektur und Zivilisation, die wiederum Ausdruck ihrer tieferen Wurzel ist: der weltanschaulich bedingten und bestimmten Anstrengungen menschlichen Geistes, das naturhafte und ökonomische Fundament und Milieu seiner Lebenssphäre so oder so zu bewältigen und in der Gestaltung dieses Materials sich selbst in seinem Eigentlichen und Eigenartigen auszusprechen und darzu-

stellen. Der Verfasser begreift die anschaulich gegebenen Objekte in ihrer räumlichen Gestaltbesonderheit und im zeitlichen Wandel ihrer Formen als die objektiven und repräsentativen Zeugnisse von der Auseinandersetzung eines jeweils individuellen seelischen Typus, einer besonders qualifizierten Geistigkeit, eines spezifisch gerichteten Weltbezwingungswillens mit den äußeren Bedingungen der Existenz und der kulturellen Wertschöpfung. In ihrer systematischen und genetischen Ordnung erfaßt, lassen diese Zeugnisse erkennen, wo, wie weit und warum jeweils dem Geiste entweder der Sieg über die Materie gelang oder versagt war oder er der Verwirrung widerstreitender Tendenzen anheimfiel. — Frau M. Mauthner (Berlin) hat in ihrer Übersetzung eine schlechthin mustergültige deutsche Ausgabe geschaffen. Eva Wernick.

„Lovis Corinth dem Ostpreußen", von B. Haendcke, A. Degner, L. Goldstein. Mit einem Beitrag von Lovis Corinth. Hrsg. und eingel. von P. Steiner. 78 S. Preis Halbl. Mk. 7.50. Verlag Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr. 1925.

Diese kleine Sammlung von Abhandlungen ist dem „großen Toten und dem Sohne Ostpreußens" gewidmet. Haendcke gibt eine Charakteristik von Corinth's Künstlertum, der besonderen Art seiner künstlerischen Einstellung und Leistung; Degner's „auswahlsweise" Schilderung von Coriniths Persönlichkeit ist ein Beitrag zur Psychologie des Menschen Corinth, der gleichzeitig die in der Eigenart des Charakters ruhenden Wurzeln dieser Kunst aufzuzeigen versucht; Goldstein geht in seinem Aufsatz über „L. Corinth und seine Heimat" an Hand einiger kurzer Bildanalysen den Bedingungen und Beziehungen nach, welche die weitfassende und hohe Kunst des Meisters mit dem heimatlichen Milieu, mit der ostpreußischen Landschaft und dem ostpreußischen Menschtum verknüpften. Außerdem enthält das Buch einen knappen Beitrag von Corinth selbst, in dem er von seiner frühesten Jugend erzählt: „Kleinstädtisches aus Ostpreußen".

Im ganzen eine gute erste Einführung in Corinth's Kunst, die allerdings noch bei weitem wertvoller wäre, wenn die einfarbigen Reproduktionen technisch nicht ganz so — gelinde gesagt — „mäßig" wären. Noch dazu bei dem Preise... Eva Wernick.

Herbert Koch, Römische Kunst (Jedermanns Bücherei), F. Hirt-Verlag, Breslau 1925. Mit 44 Abbild. u. 13 Skizzen, 136 S., geb. Mk. 3.—.

Der Verfasser möchte mit seinem kleinen Werke zur kunstgeschichtlichen Betrachtung der römischen Kaiserzeit anregen, erhebt aber keineswegs (mit Recht) den Anspruch, einen gleichmäßigen Überblick über die Fülle der erhaltenen Denkmäler zu geben; dafür arbeitet er aber die ihm wichtig erscheinenden Probleme scharf heraus und gibt gerade die für die römische Eigenart charakteristischsten Kunstwerke. — Baukunst und bildende Kunst werden behandelt, während dem Kunstgewerbe ein besonderer Band der Sammlung gewidmet werden soll. Die Abbildungen und Zeichnungen sind zweckmäßig ausgewählt und recht gut in der Wiedergabe, so daß man diese Darstellung bei aller Knappheit doch empfehlen kann. Dankenswerterweise ist die zur Vertiefung notwendige Literatur (S. 92 ff.) vom Verfasser genau zusammengestellt. Artur Buchenau.

H. O. Fichtner. Romfahrt. Kurzer kunstgesch. Führer durch Rom. Mit Stadtpl. und 12 Bildern nach alten Stichen, 216 S. In Lw. geb. 2.50 Mk. Verl. v. Kösel & Pustet, Mchn. Verlagsabt. Regensbg. (1925).

Das „heilige Jahr“ hat eine Menge von Rom-Literatur hervorgebracht, darunter so ausgezeichnete ausführliche Führer wie den von Haarhaus, der sich dem Referenten bei der Romreise durchweg bewährt hat (siehe die Anzeige des Haarhaus'schen Buches in dieser Zs. Nr. 3/4. 25, S. 200). Das vorliegende Büchlein von Fichtner hat sich bescheidenere Ziele gesetzt. Er möchte vor allem die Hauptsehenswürdigkeiten der ewigen Stadt in geschichtlicher Reihenfolge vorführen, und faßt so nur das Bedeutsamste aus den unzähligen Denkmälern Roms zusammen, nur das, was sich unvergeßlich einprägt. Die Eigenart des Fichtner'schen Führers liegt vor allem in der starken Betonung von Rom als Barockstadt. Für den Verfasser ist das Barock mit seiner engen Verbindung von Kunst und Religion ein ganz entschiedener Höhepunkt und auch an seelischer Vertiefung der meist so hoch gepriesenen Renaissance-Kultur unbedingt überlegen. Rom ist hier mit den Augen des gläubigen Katholiken gesehen; das verschafft dem Buche seinen einheitlichen Zug, führt allerdings auch zu mancher Einseitigkeit und Überschätzung „christlicher“ Kunst. Als Illustrationen sind 12 Reproduktionen der bekannten Stiche Piranesis und Rossis beigegeben. Der Preis ist angesichts der guten Ausstattung gering; ein „Baedecker“ oder „Grieben“ ist freilich neben dem „Fichtner“ doch unentbehrlich. A. Buchenau.

Völkerkunde und Reisebeschreibung.

Artur Landsberger. Lachendes Asien! Fahrt nach dem Osten. 1925. Verlag von Georg Müller A.-G. in München. Mit 49 Bildbeigaben. 282 S.

Dieses köstliche Reisebuch, das man jedem empfehlen kann, dem es um Aufbesserung seiner Stimmung zu tun ist, handelt allerdings auch von Asien. Aber das Beste daran ist doch die Schilderung des „Helden“ Landsberger und seiner Erlebnisse mit zwei Europäerinnen, einer kecken und voll Laune übersprudelnden Operetten-Diva (genannt „Andernfalls“), die er mit auf die Weltreise nimmt und einer geheimnisvollen russischen Agentin „Beatrice“, die er auf dem Schiff kennen lernt. Daneben erfährt man mancherlei Interessantes über die internationalen Reisegesellschaften, wobei die Japaner und Italiener ebensogut wie die Amerikaner schlecht abschneiden, ferner über das chinesische Theater, über das Leben in Japan usw. Die Abbildungen und die ganze Ausstattung sind durchaus zu loben, doch hätte es nichts geschadet, wenn angegeben wäre, was die Bilder eigentlich darstellen.

A. Buchenau.

Col. Roß. Heute in Indien. Mit 80 Abbild. u. einer Karte. Lpz., F. A. Brockhaus 1925. 329 S. Mk. 9.50.

Colin Roß setzt in diesem flott geschriebenen Buche seine Reiseberichte fort, die Geographisches, Ethnographisches und ausgezeichnete nationalökonomische Bemerkungen aller Art ohne eigentliche Systematik enthalten. Trotz des etwas bunten Charakters der Schilderungen, denen recht gute Bilder nach eigenen Aufnahmen beigegeben sind, kann man aus diesen impressionistischen Skizzen viel lernen. Hier wird vor allem Hinterindien und Juonbride geschildert, mit besonderer Liebe die Märchen-Insel Bali,

wobei es recht sympathisch berührt, wie den Verfasser niemals sein tiefes soziales Empfinden verläßt, und wie vorurteilsfrei er all die fremden Völkerschaften zu beurteilen versteht. A. Buchenau.

Literatur und Sprache.

Das Buch unserer deutschen Dichtung, hrsg. v. C. Flaischlen, 4 Bde. (1500—1870). I. Band „Die Frühzeit", Verl. W. Andermann, Königstein-Taunus u. Lpz. 1925, 851 S.

In ihrer sympathischen Flaischlen - Biographie erzählt Emmy Roth[1]) von der Lieblingsarbeit Flaischlens, die sich über mehrere Jahrzehnte erstreckte: aus unserer gesamten deutschen Literatur eine Auswahl der charakteristischen und vorzüglichsten literarischen Denkmäler zu treffen. Flaischlen schwebte dabei der Plan vor, eine allgemeine „Bibel" der deutschen Dichtkunst zu schaffen, die für unser Volk eine ähnliche Bedeutung erlangen könnte, wie Homer für die Griechen.

Der Dichter hat dieses Werk zwar im Manuskript vollendet, aber seine Drucklegung nicht mehr erlebt. Der rührige Verlag von Wilhelm Andermann legt nunmehr von dem Gesamtwerk, das 4 Bände umfassen wird, den 1. Band vor, der ein geschlossenes Bild der deutschen geistigen Entwicklung vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zu der Zeit des „Sturmes und Dranges" vermitteln soll. Es ist in drei Bücher eingeteilt, von dem das erste das 16., das zweite das 17. und das dritte das 18. Jahrhundert behandelt. Aus wohlerwogenen Gründen berücksichtigt Flaischlen nicht die lit. Denkmäler der got., ahd. und mhd. Zeit.

An die in gegenwärtiger Sprachform dargebotenen wichtigsten Volksbücher des 16. und 17. Jahrhunderts schließen sich Proben der bedeutungsvollsten literarischen Denkmäler der Reformationszeit (Hutten und Luther). Hans Sachs ist weniger als der größte Vertreter des Meistergesanges berücksichtigt als vielmehr mit Spruchdichtungen, Schwänken und drei seiner besten Fastnachtsspiele. Es folgt eine Auswahl der geistlichen Dichtung von 1500—1600 mit altkirchlichen, katholischen und evangelischen Kirchenliedern. Abgeschlossen wird das Buch des 16. Jahrhunderts von einer Auswahl Gedichten der reinen Volks-Poesie.

Das Buch des 17. Jahrhunderts wird mit Gedichten von Martin Opitz eröffnet, es folgen solche von Simon Dach, eine Auswahl aus den „Sinngedichten" von Friedrich von Logau und von Moscherosch. Die Prosa des 17. Jahrhunderts ist mit einem Auszuge aus dem für diese Zeit repräsentativsten Werke, dem „Simplicissimus" von Grimmelshausen und mit einem Auszug aus dem „Schelmuffsky-Roman" von Christian Reuter vertreten. Daran schließen sich Oden, Sonette und Liebeslieder von Paul Flemming, geistliche Lieder von Paul Gerhardt, Friedrich von Spee und Johannes Scheffler. Gryphius, der Dichter des Weltschmerzes und des Pessimismus, ist mit 2 Vanitas-Gedichten vertreten, auch ist sein Schimpfspiel „Herr Peter Squenz" vollständig abgedruckt. Es folgen Proben aus Christian Weise, Wernicke, Benjamin Neukirch, Canitz und Hofmannswaldau. Eine Samm-

---

[1]) Siehe die Besprechung der Roth'schen Biographie in dieser Zeitschrift Nr. 1925/I., S. 59.

hung von Liedern aus der geistlichen Dichtung und der Volksdichtung macht den Beschluß des zweiten Buches.

Eine Auswahl von Brockes Werk „Irdisches Vergnügen in Gott" beginnt das Buch des 18. Jahrhunderts. Es folgen Gedichte von Günther in reichhaltiger und geschickter Auswahl. Von Gottsched werden Proben aus seiner moralischen Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen" geboten; auch sein einziges Trauerspiel „der sterbende Cato" ist abgedruckt. Die Schweizer Poesie ist durch Haller und Hagedorn vertreten, die Anakreontik mit Uz, Götz und Gleim. Von Gellert werden Fabeln, geistliche Oden und Liebeslieder geboten, Fabeln ebenfalls von Lichtwer und Pfeffel. Von Klopstock finden sich Auszüge aus dem „Messias" und seine wichtigsten Oden, Ewald von Kleist ist mit allen wichtigsten Dichtungen aufgenommen. „Miß Sara Sampson" von Lessing ist vollständig wiedergegeben, ebenso „Philotas" und „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Nathan der Weise". Von Wieland sind abgedruckt: Auszüge aus dem Lehrgedicht „die Natur der Dinge", aus dem „Anti-Ovid"; ferner das Gedicht „Musarion", ein Auszug aus den „Grazien" und das Singspiel „Alceste", aus der „Wahl des Herkules", aus der „Geschichte der Abderiten", aus „Geron", aus dem „Sommermärchen", „Schach Lolo", aus „Rosemunde"; ganz abgedruckt ist schließlich der „Oberon". Der Göttinger Hain ist mit Miller, Hölty, Stollberg, Voß, Bürger und Claudius vertreten; der „Sturm und Drang" mit Lenz, „Pandaemonium Germanicum", „Die Soldaten"; Klinger „Die Zwillinge"; Maler Müller mit Idyllen; Jung-Stilling und Schubart; der junge Herder mit dem „Cid".

Eine Auswahl aus der katholischen und evangelischen geistlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts und der Volksdichtung beschließt den ersten Band.

Es ist dem Dichter-Historiker gelungen, eine außergewöhnlich inhaltreiche Anthologie darzubieten, die ein treffliches Bild von dem Reichtum der deutschen Literatur gibt. Wir werden auf die weiteren Bände noch ausführlich zurückkommen. Der Preis ist in Anbetracht des Gebotenen als mäßig zu bezeichnen. A. Buchenau.

A. Luther. „Geschichte der Russischen Literatur." Mit 102 Abbild., 5 Tafeln in Farbendr., 7 Handschriftbeil. Bibliogr. Institut Lpz. 1924. IX und 499 S. In Leinen geb. 16 Mk., in Halbld. 19 Mk.

Wer sich mit russischer Literatur, russischer Geistesgeschichte überhaupt beschäftigt, lernt nach und nach eine Reihe Geschichten der russischen Literatur kennen: da ist die „Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit" von Alexander von Reinholdt, ein von einem fleißigen Kenner geschriebenes Werk (1886). Bald danach erschien ein handliches Buch „Naturalismus, Nihilismus, Idealismus in der russischen Dichtung. Literar-historische und kritische Streifzüge" von Erwin Bauer. Von großer Bedeutung wurde die „Geschichte der russischen Literatur" von Alexander Brückner, dem Ordinarius für Slawistik in Berlin: es hat an zwei Jahrzehnte die deutschen Lesesäle beherrscht, weil seine gediegenen wissenschaftlichen Grundlagen unverkennbar sind. Aber dieses Werk kommt nicht recht an den Leser heran, sein Verfasser hält sich in einer Art Unnahbarkeit. Es war höchste Zeit, daß Ernst Fried-

richs mit seiner „Russischen Literaturgeschichte“ (1921) und der durch seine Übersetzungen bekannt gewordene Alexander Eliasberg mit seiner „Russischen Literaturgeschichte in Einzelporträts“ (1922) den Bann brachen und dadurch vorarbeiteten für das Werk, das die Vorzüge der bisher erschienenen Geschichten der russischen Literatur in sich vereinigt, die „Geschichte der Russischen Literatur“ von Arthur Luther. Luther hat mit großem pädagogischen Geschick geschrieben, man fühlt sich nicht von Wissenschaft erschlagen bei der Lektüre, wird angeregt durch die vielen Beigaben in Gestalt von Abbildungen, Tafeln, Handschriftproben. Man hat bei der Lektüre den Eindruck bei einem freigebigen Kenner zu Gast zu sein, der einem bereitwillig auch den Katalog der Literatur eröffnet, damit man selbst auf eigne Faust weiterarbeiten könne. Die Literaturnachweise am Ende des Werkes sind eine wahre Fundgrube und nicht hoch genug zu schätzen; in ihnen steckt eine enorme Arbeit, was am besten derjenige beurteilen kann, der selber solche Nachweise für sich angefertigt hat, da er sie nicht fand oder nur auf einige Hinweise stieß. Für die Würdigung vieler russischer Dichter scheint mir von großem Vorteil Luthers ausgearbeitete Übersetzertätigkeit geworden zu sein, die uns viele Werke zugänglich gemacht hat. Dabei hat er sich auf den Standpunkt des Vermittlers zwischen russischem und deutschem Geistesleben gestellt — und diese Haltung, diese offene Hand, wenn ich mal so sagen darf, hat dem Buche Imponderabilien gegeben, die man bei Brückner gänzlich vermißt. Infolgedessen kann sich auch der „Laie“ in das umfangreiche Buch einlesen. Ich habe das wiederholt bei Freunden gesehen, die das Buch bei mir entdeckten, sich hinsetzten und sagen wir über Dostojewsky lasen — und das Buch nicht wieder aus der Hand ließen.

Luther hat es verstanden, die Literatur auf dem kulturgeschichtlichen Untergrunde darzustellen, ohne sich — wie das bei der Geschichte gerade der russischen Literatur leicht kommen kann — den politischen Parteiurteilen zu verschreiben, durch die mancher bedeutende Schriftsteller wie z. B. Ljeskow beiseite geschoben worden ist. Die russische Intelligenz verlangte von den Dichtern „Tendenzen“, soziale Predigten in künstlerischem Gewande; reine Lyrik z. B. erschien unsozial. Liebevoll hat Luther die Dichter der „reinen Kunst“ (Tjutschew, Alexej Tolstoj, Feth, Majkow, Polonsky und andere) behandelt. Auch seine Darlegungen über „Dekadenten und Symbolisten“, zu denen die Dichter Fofanow, Balmont, Brjusow, Solowjow — der Philosoph der Russen —, Mereschkowsky — der in Deutschland bekannte Dichterphilosoph — und andere gehören, sind im Gesamtüberblick sehr wichtig.

Durch diese Kapitel, durch Behandlung solcher neuen Männer wie des vielseitigen Andrej Bjely, die auf der Höhe des Schaffens stehen, hat Luther dem Ganzen Farben und Frische verliehen, ohne über die auf ihrem Felde berechtigten Gesichtspunkte eines Kropotkin, die leicht ein soziales Grau in die Geschichte der russischen Literatur bringen können, hinwegzusehen. Bei alledem ist ihm unzweifelhaft zugute gekommen, daß er in Rußland groß geworden ist, hat er doch auch dem Gedächtnis seiner Lehrer an der Moskauer Universität (Storoshenko, Miller und Weselowsky) sein Buch gewidmet.

Bedenkt man noch, daß gerade die neuesten, schwer zu fassenden Entwicklungen der russischen Literatur von Luther mitbehandelt sind, so kann

man nicht nur jedem Studenten, Schriftsteller und Interessenten den Luther ans Herz legen, sondern muß vor allem jedem, der auf die Anschaffung von Werken in Bibliotheken Einfluß hat, dringend empfehlen, Luthers Geschichte der russischen Literatur in die Lesesäle zu bringen. Jeder Benutzer wird ihm dafür Dank wissen, weil er endlich ein Werk zur Hand haben wird, mit dem man weiterkommt und an dem man selbständig werden kann.

Walter Kühne.

St. George. „Tage und Taten." 2. erw. Aufl. 1925, 93 S., Verl. G. Bondi, Bln.

Das von Monat zu Monat schnellere Wachsen der George-Gemeinde darf mit als eines der schönsten und deutlichsten Zeichen der kulturellen Gesundung in Deutschland angesprochen werden: es erweist sich darin der immer stärkere Zug zur Verinnerlichung und Schönheit der Seele und ebenso der reine Wille zu maßvoller und ernster Formung des persönlichen Lebens, die Ausrichtung auf das Vollendete und Wohlgelungene in Selbstgestaltung und Leistung.

George ist durch Werk und vorbildendes Leben einer der mächtigsten Förderer des organischen Bildungs-Ideals, das form-gerichtete Erbauung und wählende Fügung der Seele und der Gemeinschaft fordert im Sinne des organischen — und das ist vollkommenen, einheitlichen und sinnerfüllten — Natur- oder Kunst-Gebildes.[1])

Wenn man auf Deutschlands edle Jugend hinblickt, die sich Goethe und Hölderlin, Jacob Böhme, Meister Eckhart, Rainer Maria Rilke auf eine neue Weise als „ewige" Menschen entdeckte und zu den Führern ihrer eigenen Mensch-Werdung erhob, so bekundet ihre Vorliebe und ihr Nachstreben, daß die Gegenwart auch der „Kairos", die Stunde der reifen Erfüllung für Stefan Georges menschheitlich bedeutsame Geistestat und für seinen kulturellen Formungswillen ist: nicht nur für den engeren ästhetisch-künstlerischen, sondern ganz vorwiegend, (dies sei betont zur Abwehr des fast traditionell gewordenen Vor-Urteils vom „reinen Ästhetizismus" Georges!) wenn auch aufs nächste verbunden damit, für seine ethischen und erzieherischen Bildungskräfte, für sein persönliches, vornehm-gehaltenes und reines Ethos und seine Forderung erlesener Zucht, Maß, Klarheit und Wesentlichkeit an seine Bekenner. (Ich bin mir wohl bewußt, daß diese Auffassung von George immerhin bei Vielen nicht ohne weiteres Zustimmung finden wird, namentlich bei denen, die nur die älteren Werke des Künstlers kennen. Auch weiß ich, daß sich von gewissen Perspektiven aus gerechtfertigte Einwände gegen George erheben lassen, — doch: wo wäre eine Persönlichkeit, und ein Werk, die darüber schlechthin erhaben sind? — Die hier nur angedeutete Auffassung von George werde ich in einer besonderen Schrift eingehend zu begründen suchen.

Vorzugsweise ist George als der Dichter, als der Meister empfindung-zarter und formreicher gebundener Kunstgebilde bekannt, wie sie vorliegen in den Werken: „Hymnen. Pilgerfahrten. Algabal."; „Die Bücher der Hirten und Preisgedichte der Sagen und Sänge und der Hängenden Gärten"; „Das Jahr der Seele"; „Der Teppich des Lebens und die Lieder

---

[1]) Vergl. hierzu meinen Aufsatz über Organische Bildung im August-Heft dieser Zeitschrift.

vom Traum und Tod"; „Der Siebente Ring"; „Der Stern des Bundes" und „Drei Gesänge". —

Nicht so allgemein kennt man ihn als den Übersetzer fremdsprachiger Kunstwerke, der außer „Baudelaire: Die Blumen des Bösen", die „Sonnette von Shakespeare" und Partien aus „Dante: Göttliche Komödie" übertrug und in zwei Bänden zeitgenössische Dichter des Auslandes im wahren Sinne des Wortes „verdeutschte", in Band I: Rosetti, Swinburne, Dowson, Jacobsen, Kloos, Verwey und Verhaeren; und in Band II: Verlaine, Mallarmé, Rimbaud, de Regnier und d'Annunzio.

Und doch verdienen diese Leistungen ernste Beachtung. Wer an ihnen vorübergeht, verschließt sich selbst eine bedeutende Sphäre Georgischen Wesens und den Zugang zu Kunstschöpfungen von hohem Range.

Am wenigsten — und das lag an den Verhältnissen, die der Verlag jetzt in dankenswerter Weise gewandelt hat — ist George auch als der Künstler der ungebundenen Rede, als Meister einer höchst edlen und bedeutungstiefen Prosa bekannt. Der vorliegende Band faßt alles zusammen, was bisher in dieser Weise von George geschaffen wurde. Wer erst Zugang zu George sucht, dem möchte ich empfehlen, zunächst nach diesem Bande zu greifen. Ganz besonders mache ich auf die künstlerisch und menschlich wundervolle „Vorrede zu Maximin" (S. 74—82) aufmerksam, die in ergreifender Sprache die Geschichte der Liebesheiligung einer ganz seltenen, den letzten, göttlichen Gründen des Lebens tief verbundenen Seele gegenüber dem ebenbürtigen geliebten Menschen bekennt und gestaltet. In bezug auf seelische Fülle und ästhetischen Rang wüßte ich ihr nur die Diotima-Rede in Platons „Symposion" und Goethes „Marienbader Elegie" an die Seite zu stellen.

Bedeutungsvoll sind auch Georges Würdigungen: von Hölderlin (S. 68—71), dem „Verjünger der Seele" und „Rufer des neuen Gottes", die zu dem Wesentlichsten gehört, was überhaupt über den für uns jetzt erst Wieder-Erstehenden gesagt worden ist; — von Verlaine (S. 56—60) und von Mallarmé (S. 52—56); schließlich von Jean Paul (S. 60—64). Dessen Streben war es, „den Zauber der Träume und Gesichte zu verbildlichen..... Wenn andere mit der Worte Klarheit und Richtigkeit siegten, so hat Er mit der Worte verschwindend zarten Abschattungen gewirkt, über ihren geheimnisvollen, unsichtbar rauschenden und anziehenden Unterstrom Aufschluß gegeben"... „Wenn oft ein undurchdringliches Gestrüpp uns den Weg durch den anmutigen, duftenden Garten mühsam macht, wenn ganze Seiten von wunderlichen Zusammenstellungen und maßlosen Abschweifungen uns erschrecken,.... um wieviel öfter bleiben wir erstaunt und beschämt stehen vor einem so zarten Empfinden, einer so frauenhaften Aufmerksamkeit, einem solchen Reichtum der Gefühle, besonders da, wo es ihm gelingt,.... herzlich und zugleich fein zu sein..." „Wenn Du, höchster Goethe, mit Deiner marmornen Hand und Deinem sicheren Schritt unsrer Sprache die edelste Bauart hinterlassen hast, so hat Jean Paul, der Suchende, der Sehnende, ihr gewiß die glühendsten Farben gegeben und die tiefsten Klänge." —[1])

Eva Wernick (Berlin).

---

[1]) Zitiert in gebräuchlicher Schreibweise!

Paul Langenscheidt, „Der Bräutereigen“ (Roman). Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin. Preis geh. Mk. 4.80, Ganzleinen Mk. 6.80.

L. bereichert den Büchermarkt mit einem Hochstapler-Roman. Im Stile solcher „Kunst“-Werke, mit denen kleinste Provinzblättchen (leider immer noch!) ihren Lesern den Geschmack — und nicht nur diesen! — verderben, wird hier die höchst triviale Geschichte eines völlig uninteressanten Heiratsschwindlers und seiner verschiedentlichen, unwahrscheinlich dummen „Bräute“ aus allen Gesellschaftskreisen erzählt. Die ganze Angelegenheit ist nicht, wie der Verfasser meint, aus dem „Leben“, sondern aus dem schlechten Vorstadt-Kino gegriffen. Solches mit der erforderlichen Ergriffenheit gelesen habend, überlieferte ich wahrhaft erleichtert das teure (allzuteure! Mk. 4.80 resp. Mk. 6.80!!) Meisterwerk den Flammen, damit es, da es nicht in Schönheit leben kann, wenigstens in Schönheit sterben durfte. Das sehr schlechte Papier hat vorzüglich gebrannt; es drängt mich, dies anerkennend hervorzuheben, da ich dem Buche gegenüber durchaus nicht mit verhärtetem Gemüte den Dank ersticken will, der ihm gebührt. Eva Wernick.

Fritz Mauthner, Die drei Bilder der Welt. Ein sprachkritischer Versuch. Verlag der Philosophischen Akademie in Erlangen. 1925, 170 S., geb. Mk. 4.80

Aus dem Nachlaß hat Monty Jacobs diesen „sprachkritischen Versuch“ herausgegeben, der in unvollendeter Form beim Tode Mauthner's vorlag. Jacobs bezeichnet Mauthner im Vorwort als den „Schöpfer der Sprachkritik“, was wohl etwas übertrieben anmutet. Die Ausgabe der „drei Bilder“ aber ist ein durchaus dankenswertes Unternehmen, denn Mauthner faßt hier seine Hauptgedanken sehr gut zusammen und entwickelt in stets geistvoller Form seine These von der dreifachen: substantivischen, adjektivischen und verbalen Welt oder richtiger: von den drei so zu charakterisierenden Welten, die nur sehr schwer zu einer sich zusammenfinden wollen. Feine sprachkritische und philosophische Bemerkungen würzen den Genuß, während der Philosophiehistoriker öfters den Kopf zu schütteln geneigt ist. Die Schrift Mauthner's ist von Jacobs gut gegliedert und durchgesehen worden, so daß sie einen völlig druckreifen Eindruck macht; der Verlag hat das Buch in der bei ihm üblichen Weise vortrefflich ausgestattet. A. Buchenau.

L. Ganghofer. Lebenslauf eines Optimisten. Stuttg., Ad. Bonz & Co. 1047 S. In Ganzl. m. Einbd.-Titel u. Illustrat. v. Cissarz.

Auch wer kein unbedingter Anhänger der Romanschriftstellerei Ganghofers ist, wird diese Lebensbeichte nicht ohne tiefe Ergriffenheit nach Lektüre aus der Hand legen. Die Willensstärke und Arbeitsenergie, die tiefe Naturfreude und Liebe zu den Menschen, die ihm nahestehen, dazu vieles andere machen das Buch zu einer der sympathischsten Autobiographien. Die Schilderung des unseligen Dorfpfarrers, den die irdische Liebe überwältigt und die Beschreibung des Brandes des Burgtheaters bilden die Höhepunkte der Darstellung, die zwar weit ausgesponnen, aber trotz der mehr als 1000 Seiten nicht eigentlich breit ist. Ein Buch, das die wunderschöne Ausstattung, die ihm Künstler und Verlag gegeben haben, vollauf verdient.

A. Buchenau.

Adalb. Stifter. Abdias — Das alte Siegel — Der Waldstieg (a. d. „Büchern der Deutschen Meister"). München 1924. Deutsche-Meister-Verlag. 136 Seiten.

Die 3 Stifterschen Erzählungen werden hier in einem ganz prächtig und geschmackvoll ausgestatteten Bändchen abgedruckt. Die Original-Breitkopf-Fraktur ist deutlich und wirkungsvoll. Satzanordnung und Ausstattung wurden von F. H. Ehmcke (München) überwacht. „Abdias" ist wiedergegeben nach der ersten Fassung (Österr.-Novellen-Almanach 1843), ebenso „das alte Siegel" (ebenda 1844), während „der Waldstieg" nach der Erstfassung des Österr. Jahrbuchs für Literatur und Landeskunde (1845) wieder abgedruckt ist. Der Einband ist besonders schön, so daß man ruhig sagen kann, daß hier einmal die Qualitäts-Kultur von 1914 wieder voll erreicht ist.

A. Buchenau.

Die Liebeslieder des Wolfram von Eschenbach. Nach Lachmanns mittelhochd. Urwortlaut neu hrsg. u. ins Neuhochd. übertr. v. W. Willige. Der Innere-Kreis-Verlag, Elgersburg i. Th. 1923. Gbd. M. 4.—.

Man darf sich nicht täuschen: die Aufgabe, die sich Willige hier stellt, ist schwierig. Denn entweder werden die Übertragungen dieser bei aller dichterischen Schönheit, allem wundersamen Reichtum gar nicht leicht zugänglichen Lieder in Wahrheit mehr oder weniger freie Nachdichtungen sein müssen, oder die Gefahr liegt nahe, daß auch die übertragenen Lieder nur zu einem kleinen Leserkreis zu sprechen vermögen. Das Letzte ist m. E. hier der Fall.

So sehr es an sich zu begrüßen ist, daß Willige Rhythmus und Klangfarbe der Dichtungen nach Möglichkeit zu wahren sucht, daß er von vornherein darauf verzichtet, dem Leser moderne Liebeslyrik darzubieten, — es hätte sich ein Mittelweg finden lassen müssen! Zugunsten gewisser Herbheiten und Eigenwilligkeiten, die den leidenschaftlichen Liebesliedern des Parzivalsängers zweifellos das ganz persönliche Gepräge geben, vor allem aber zugunsten der Reinheit der Reime (wie er selbst hervorhebt) versucht Willige viel zu wenig, die Lieder wirklich zu übertragen; vielfach begnügt er sich mit dem Übersetzen. Wird er aber damit dem Dichter gerecht?

An den Stellen, an denen es ihm angängig erscheint, erweist sich Willige dagegen vielfach als dichterischer Nachschöpfer; so gibt er etwa „mache wendic mir mîn klagen" mit „Schaff die Wende meiner Klagen" ausgezeichnet wieder. — Die reizvollen, niemals spielerischen Scherenschnitte von Margarete Willige-Ulbricht (Initialen und ein Vollbild) verleihen dem Bande neben dem guten, klaren Druck fast bibliophilen Charakter; leider entspricht der Einband nicht ganz den Anforderungen.

H. Wahn.

Manuskripte werden erbeten an den Redakteur **Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.** Telephon Südring 779.

Die Manuskripte sollen paginiert, nur einseitig beschrieben sein und einen Rand freilassen. — Nachdruck ganzer Aufsätze ist, ohne besondere Erlaubnis, nicht gestattet. Dagegen können einzelne Abschnitte, bei genauer Quellenangabe, auch wörtlich übernommen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Siegfr. Mette, Berlin-Südende, Oehlertstr. 26.
Verlag und Druck: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22.

